G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Siebenundfünfzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

2

Das alte Régime.

Erzählung

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila, der Zigeuner 2c.

Aus dem Englischen.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Einunddreißigstes Kapitel.

Bei ihrer Ankunft in Versailles erfuhren Lebel und Marmiton, daß der König beschäftigt sey, und ihn Niemand zu stören wage. Sie mußten sich deßhalb bis zum andern Morgen gedulden, und Marmiton sah sich im Laufe des Abends einer Feuerprobe unterworfen, nach deren glücklicher Bestehung er sich zur Aufnahme in jedes diplomatische Kabinet Europas eignete. Selbst der Savoyer Hof hätte keinen schlauern, gewandtern Geist zu Entdeckung und Vermeidung der feinst angelegten Schlinge hervorbringen können, als Marmiton sich in dem Zwiegespräch mit Lebel erwies. Der Letztere ließ kein Mittel unversucht dem Knaben sein Geheimniß zu entlocken, um es zu seinem eigenen Vortheile zu benutzen. Er ließ es an harmlosen Scherzen, schlauen Fragen über scheinbar ganz fremdartige Gegenstände, an Schlingen in der Schlinge, die seines Dafürhaltens der Knabe unmöglich gewahr werden konnte, nicht fehlen. Allein zu seinem Erstaunen überzeugte er sich, daß der Junge an dieser geistigen Fechtübung soviel Vergnügen fand als er selbst, oder besser gesagt noch mehr. Wenigstens hielt Marmiton, als

der Andere, auf allen Punkten zurückgewiesen, den Gegenstand für den Augenblick ruhen lassen wollte, mit überschwenglicher Bosheit an dem Thema fest, und der gehänselte Kammerdiener sah sich zu neuen Anstrengungen gezwungen, die wie die frühern ohne allen Erfolg blieben. Lebels nächste Aufgabe war, den Jungen mit Niemanden von dem Hofpersonal Gemeinschaft pflegen zu lassen; zu diesem Ende behielt er ihn die ganze Nacht bei sich im Zimmer, in immerwährender Besorgniß, es möchte sich Jemand seiner bemächtigen, und ihn ohne seine Theilnahme in den Bereich des königlichen Gehörs führen.

In möglichster Frühe ward die Anwesenheit des kleinen Merkurs dem Könige hinterbracht, der ihn sogleich während des Lever in sein Schlafgemach bringen ließ. Da stand nun der kleine Bursche in einer Ecke des Zimmers, all den pompösen Unsinn mitansehend, der beim Aufstehen eines französischen Monarchen zur Staatssitte geworden war. Jeder Adelige, der irgend einen Rechtsanspruch hatte, dem Könige das oder jenes Stück seiner Garderobe zu überreichen, war zugegen, der eine bot Ludwigen das Hemd, der andere die Weste, ein dritter die Strümpfe und die unwürdige Kinderei wurde mit der Miene des feierlichsten Ernstes durchgespielt, als handelte es sich um eine öffentliche Hinrichtung. Die anwesenden Adeligen schielten zu Zeiten nach dem Knaben in der Ecke, höchlich verwundert ihn hier zu sehen, konnten sich zum Theile auch, ihn wegen seines hübschen Anzugs für eine wichtige

Person haltend, einer Anwandlung von Eifersucht nicht erwehren, oder waren gar besorgt, der neue Candidat möchte ihnen einen Theil der königlichen Gunst entziehen.

Sobald sich König Ludwig erhoben, und durch die verschiedenen Künste und Verschönerungsmittel des Tages ein etwas königlicheres und jugendlicheres Aussehen als beim ersten Erwachen bekommen, wendete er sich gegen ein kleines Kabinet zur Rechten des Schlafzimmers, und winkte dem Knaben mit den Worten: „Da hinein, da hinein, Lebel führ' ihn ein. Man gebe mir eine Robe de chambre."

Die Paar letzten Worte waren an einen der Herren gerichtet, die ihm zunächst standen. Dieser ergriff alsbald das bei der Hand liegende Gewand und bot es dem Monarchen. Allein in demselben Augenblick fiel ein anderer Herr dem Erstern in den Arm, und bestand auf seinem Rechte, das Gewand Seiner Majestät zu überreichen. Der Erste entgegnete, der König habe sich an ihn gewendet, und so berief sich der Eine auf des Königs unmittelbaren Befehl, der Andere auf sein altes Recht, und der König mußte mehrere Minuten warten, bis er endlich, den Streit in höchst eigener Person zu entscheiden genöthigt, seinen Ausspruch zu Gunsten der Etikette that. Der Privilegirte überreichte nun das Gewand, aber der König untersagte ihm ziemlich hastig und ungeduldig jede Beihülfe beim Anziehen, seinen Gegner mit dieser Ehre begnadend, sodann zog er sich ins Kabinet zurück,

und Lebel und der Knabe folgten. Die Audienz dauerte eine halbe Stunde, und so lange blieb die Thüre dem gesammten anwesenden Adel verschlossen.

Die Unterredung zwischen dem Monarchen, dem Kammerdiener und dem Marmiton bleibt wohl besser unbeschrieben, denn man weiß, daß Ludwig in seinem Verkehr mit den elenden Creaturen seiner Gunst und den niedrigen Werkzeugen seiner Lüste seinen Charakter als Edelmann und König gänzlich hintansetzte. Wir berichten daher einzig das Resultat, das sich nach Verlauf einer halben Stunde auf folgende Weise entwickelte. Während der König, im Kabinet bleibend, die Operationen seiner Toilette beendigte, traten Lebel und der Knabe heraus, sich einem Zimmer zu ebener Erde zuwendend, wo ein einziger Sekretär in emsigem Schreiben beschäftigt saß, der Kammerdiener lehnte sich über ihn, und sagte leise: „Gefälligen Sie, Herr Hastelmont, einen Befehl zu Freilassung des Herrn Baron von Cajare aufzusetzen, und legen ihn alsbald Seiner Majestät zur Unterschrift vor. Nachher haben Sie die Güte, den jungen Herrn hier als Vorzimmer-Pagen auf die Liste des königlichen Hofstaats zu setzen, und zwar mit einem Gehalt von 800 Livres."

Der Sekretär sah sich nach dem Knaben um, und von seinem früheren Stande nicht das geringste wissend, sagte er ganz gelassen: „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, Ihren Tauf- und Geschlechtsnamen anzugeben?" „Ich heiße Julien Beaufils," erwiederte

der Junge, und der Sekretär machte Vormerkung in der Art und Weise, wie es ihm Lebel angegeben.

„Nun, mein Herr," sagte Lebel zu dem Jungen, ganz im Tone des Sekretärs, „wollen Sie sich inzwischen auf mein Zimmer verfügen, so treff' ich Sie dort in ein Paar Minuten, und wir frühstücken zusammen, ehe Sie ausgehen."

Der Knabe entfernte sich ohne Antwort, und kaum hätte er der Thüre den Rücken gekehrt, so wendete sich der Sekretär prüfend gegen Lebel und fragte: „Wen habt Ihr da bekommen, mon chèr?"

„Den Teufel selbst in Beziehung auf Schlauheit," war die Antwort. „Der hat es für sich selbst in einer halben Stunde weiter beim Könige gebracht, als es mancher sein Lebtage bringen würde. Seinesgleichen sah ich noch nicht, in Unverschämtheit, Schlauheit und Heuchelei."

„Auch nicht, wenn Ihr in den Spiegel sehet, Lebel?" fragte der Sekretär lachend. „Ich denke, Ihr habt doch auch für Euch gesorgt."

„Auch dann nicht," entgegnete Lebel, „der ist wirklich unser Meister. Bedenkt, vorgestern war er noch Marmiton zu Michy. Inzwischen Herr Hastelmont, habt die Güte und sorgt für Ausfertigung der Befehle, und setzt für mich eine Anweisung auf über fünfzig Kronen."

„Unsinn, Lebel," erwiederte der Sekretär, „Ihr wißt, ich kann das nicht ohne den Befehl des Königs."

„Gewiß, es ist des Königs Absicht," erwiederte

der Andere, „Ihr mögt ihn fragen, wenn Ihr daran zweifelt," und damit entfernte er sich, aber in der entgegengesetzten Richtung. Ein Paar Augenblicke später blieb er vor dem wachhabenden Offizier stehen, und richtete eine Botschaft an ihn aus. Dieser, obzwar gleichfalls dem alten Régime angehörig, war seinem Monarchen auf eine anspruchlos demüthige Weise ergeben, die auf jene erhabenen, ritterlichen Gefühle keinen Anspruch machte, welche früher zur Charakteristik des französischen Adels gehörten. Er legte die Hand aufs Herz, bewegte die Schultern nach oben, und den Befehlen des Monarchen Gehorsam bis in den Tod gelobend, ließ er augenblicklich dem Nächsten im Grade seine Befehle zukommen.

Nach diesem ziemlich kurzen Zwiegespräche kehrte Lebel ziemlich langsam nach dem königlichen Kabinet zurück. Hier fand er den Monarchen befreit von der lästigen Gegenwart der Höflinge, im Gespräche mit dem erwähnten Sekretär.

„Was ist das, Lebel?" rief ihm Ludwig entgegen, „wie kommst du dazu, von Herrn Hastelmont eine Anweisung auf fünfzig Kronen zu verlangen?" „Ich meinte, Sire," erwiederte der Kammerdiener mit tiefem Bücklinge und ernsthaftem Gesichte, „es wäre die Absicht Eurer Majestät."

„Wie?" rief der König, „ich sagte ja kein Wort davon."

„Allerdings nicht, Sire," erwiederte Lebel mit einer zweiten tiefen Verbeugung, allein ich meinte,

Eure Majestät hätten es nur zu sagen vergessen, ich wußte ja, der größte, freigebigste Monarch auf Erden konnte nie einem Knaben Stelle und Gehalt geben für ein Stück Neuigkeiten, das ich auf andere Weise in wenig Stunden herausgebracht hätte, ohne seinem unterthänigsten Knechte Lebel wenigstens die ärmliche Belohnung von fünfzig Kronen zukommen zu lassen, der doch den Knaben zur Hand gebracht, und solchergestalt die Entdeckung zuerst gemacht hatte."

Ludwig hatte anfangs eine zornige Miene gemacht, aber ehe der Mann zum Schluß kam, brach er in ein Gelächter aus und sagte: „Setze die Ordre auf, Hastelmont! solche Unverschämtheit ist jedenfalls fünfzig Kronen werth. Aber nimm dich vor der Wiederholung in Acht, Lebel, es könnte dir sonst eine Wohnung im Châtelet zu Theil werden."

„Jeder Aufenthalt, den mir Eure Majestät anzuweisen geruhen," erwiederte Lebel mit einer tiefen Verbeugung, wobei die Augen in die Höhe gerichtet blieben, „würde mir versüßt seyn durch das Bewußtseyn Höchst Ihrem Willen zu gehorchen."

Wir wollen die Unterredung zwischen dem Könige und seinem Kammerdiener nicht weiter verfolgen, denn die Wahrheit zu sagen, sie nahm einen ziemlich profanen Charakter an. Inzwischen ward ihr ein baldiges Ziel gesetzt, indem sich einer der Minister melden ließ, und Lebel trat ab, seinem Zimmer zueilend, um mit dem Pagen zu frühstücken. Allein Letzterer ward schleunigst abberufen, um einer kleinen Abtheilung

Reiterei, welche Fräulein von St. Morin aufsuchen, und vor das königliche Antlitz bringen sollte, zum Wegweiser zu dienen. An einer Beschönigung der Gewaltthat fehlte es natürlich nicht, Seine Majestät, hieß es in der Ordre, wolle ihre Angabe bezüglich der illegalen Vorgänge, unter denen sie letztlich zu leiden gehabt, aus ihrem eigenen Munde vernehmen. Der Vorwand, aus Lebels Kopfe stammend, ließ sich hören, und bot keine Bedenklichkeiten, denn der König wußte, daß er die Untersuchung in jedem beliebigen Augenblicke abbrechen konnte, indem es einer jener Fälle war, wo er, um uns des Ausdrucks des Gesetzes zu bedienen, Vortheil von seinem eigenen Unrecht ziehen konnte.

Doch noch einmal sollte er sich getäuscht sehen. Das Geschwader setzte sich in Bewegung, und der Knabe, welcher sich jeden Stock und Stein zwischen Schloß Argencerre und Paris gar sorgsam gemerkt, fand seinen Weg ohne einen Fehltritt bis zum Schloßthore. Drinnen aber rührte sich kein Mäuschen, und die vordern Fenster waren verschlossen. Im Hofe ließ sich Niemand blicken, und der Offizier, nachgerade den Knaben eines Betrugs verdächtigend, bedrohte diesen höchlich mit seiner eigenen und des Königs Ungnade, als Vorbereitung auf ein schlimmeres Loos. Hof und Ställe wurden leer gefunden, und der Offizier zog zu wiederholtenmalen die große Glocke an der Vorder- und die kleine an der Hinterseite.

Im Begriff, das letztere Lärmwerkzeug der Hand entfahren zu lassen, und bereits an einem glücklichen Erfolg verzweifelnd, ward er durch eines der großen Gitterfenster zu beiden Seiten der Hinterthüre, die keine Läden hatten, in der Hausflur etwas, das menschlicher Gestalt ähnelte, gewahr, und wendete sich nun mit erneuerter Heftigkeit der Glocke zu. Der Schall erwies sich unwirksam, deshalb ergriff er die Klinke, entschlossen, die Thüre einzutreten oder einzuschlagen, jedenfalls auf irgend eine Weise den Eintritt zu erzwingen. Aber letztere gab auf den ersten Druck nach, und nun fand er, daß eine solche Demonstration um Einlaß gleich zu Anfang erfolgreich gewesen seyn würde, da die Thüre wirklich nicht verschlossen, sondern nur zugedrückt war. Bei seinem Eintritt sah er sich wüthend nach dem Verwegenen um, der seine wiederholten symbolischen Aeußerungen gänzlich mißachtet hatte. Aber wen erblickte er? ein altes Mütterchen im braunen Zeuggewand, mittelst der Taschenöffnung dermaßen aufgeschürzt, um einen grünen Kalimanco-Unterrock zum Vorschein kommen zu lassen. Sie war, einer Mauer-Vertiefung zugekehrt, gerade beschäftigt, diverse kleinere Haushaltungs-Artikel, als da sind Bürsten und Borstwische daselbst zu placiren, und die emsige Geschäftigkeit in diesem ihrem Treiben neben der vollsten Gleichgültigkeit und Kälte über seine Anwesenheit steigerten dermaßen den Ingrimm des Officiers, daß er sich sehr geneigt fühlte, ihr das Schwerdt durch den

Leib zu rennen. Doch nahm er sich möglichst zusammen, ergriff sie am Arm und schüttelte sie derb, indem er ihr in die Ohren schrie, wie sie sich eines solchen Benehmens gegen einen königlichen Gardeoffizier unterfangen könne.

„Ja, Herr, ja," erwiederte die Alte, ihm ruhig ins Gesicht sehend. „Wahrhaftig Herr! Es freut mich, daß Euer Gnaden gleichfalls der Meinung. So sagt Jeder."

„Sagt was? alte Thörin," rief der Offizier, „daß du närrisch oder blöosinnig bist, nicht wahr?"

„Ei wohl, schrecklich, lieber Herr," erwiederte Jene, „Ihr seyd recht gut, so zu sagen. So wars immer mit mir, seitdem ich die Blattern gehabt, anno Eins, ich war just eilf Jahre alt, und seither hab' ich kein Wort gehört, nämlich deutlich. Das da ist das bessere Ohr, und sprecht Ihr leise, kann ich zu Zeiten auf dieser Seite hören, aber heute hab' ich meinen schlimmen Tag, und da ist ein solch' Gesause in meinem Kopfe, als läuteten alle Glocken im Dorfe zusammen."

Letzteres kam dem Offizier, im Bewußtseyn seiner Kraftäußerung an den Hausglocken, ziemlich wahrscheinlich vor; da aber alle seine Versuche, die Alte hören zu machen, mißlangen, so schritt er ohne weiteres zur Haussuchung, freilich zum großen Erstaunen der guten Dame, welche mannhaft Protest einlegte, aber ohne allen Erfolg.

Kein Winkel im Schlosse blieb undurchsucht, aber nichts bestätigte die Voraussetzung, daß das Haus seit

Monaten oder Jahren bewohnt worden. Alles trug das überzeugende Gepräge trockener, staubiger Einsamkeit und der Offizier hatte den Knaben höchlich im Verdacht, ihn falsch geführt und den König betrogen zu haben. In dieser Vermuthung ward er bestärkt, nachdem er bereits das Haus verlassen. Er stieß auf eine Gruppe Landleute, die sich aus Neugier über die ungewöhnliche Erscheinung einer Abtheilung Soldaten versammelt, und fragte sie, wo die Familie hingekommen, der das Schloß gehöre?"

„Gott bewahre, gnädiger Herr," antwortete einer der Bauern, „das Schloß steht unbewohnt seit vielen Jahren, seit dem Tode des alten Herrn."

„Nun, junger Taugenichts," rief der Offizier sich zu Marmiton wendend, „was sagst du dazu? Hast du uns betrogen oder nicht?"

„Euch betrogen?" sagte der Knabe lachend, „das würde mir wenig eintragen. Aber ich will Euch was zeigen, vor Ablauf der nächsten Minute, das Euch beweisen mag, ob ich Euch betrogen oder nicht. Seht da die Räderspuren unterm Thorweg! Seht, wie sie das Gras abgeschnitten im Hofe. Nun fragt da, Hansen Ehrlich, ob er Euch nicht gehänselt und ob den ganzen gestrigen Tag nicht Leute im Schlosse waren?"

„Nein, sag ich," antwortete der Bauer, der erst gesprochen und des Knaben Aeußerung gehört hatte, „kein Mensch war gestern im Schlosse, als die alte Jeannette, denn ich selbst half ihr ein Paar Reisbündel auf um zwölfe Mittags. — Der Junge lügt."

„So denk' ich," versetzte der Offizier, und der arme Julien Beaufils möchte mit schlechter Reputation nach Hause gelangt seyn, und durch einen Irrthum mehr verloren haben, als ihm sein Witz gewonnen, hätte sich nicht eins der Weiber dareingelegt mit den Worten:

„Ei, Ihr wohnt auch gar zu weit ab, Paul, ich aber, hart an der Straße, hörte vorige Nacht ein verzweifelt Galoppiren und Rädergerassel, nicht anders, als käme der König vorbei."

„Und ich," sagte ein kleiner Knabe, „sah den Hinterhof voller Pferde und Menschen." Eine Andere fand sich, die, vorigen Tag um Zehn vom Felde heimkehrend, um ihrem Vater das Essen zu bereiten, einen großen Zug vom Schlosse abgehen sah. Es war gerade um die Zeit, wo sämmtliche Dorfbewohner den Herbstarbeiten im Felde oblagen.

Mehr als das war nicht zu erfahren. Niemand vermochte die Richtung anzugeben, welche die Parthie nach diesem kurzen Besuche auf dem Schlosse eingeschlagen, und nach einigen weitern Fragen schickte der Offizier, welcher nachgerade zu fühlen begann, daß die Stunde des Essens vorüber seyn müsse, einen seiner Leute der Spur der Flüchtlinge nach, während er sich selbst gegen Versailles zurückwandte. Der Weg dahin ließ sich heute unmöglich mehr zurücklegen, und es schlug am nächsten Vormittage Zehn, ehe Marmiton und seine Gefährten die königliche Residenz wieder erreichten.

Der Knabe eilte unverzüglich dem Zimmer des

Kammerdieners zu, und trat ohne alle Ceremonie ein. Er fand Herrn Lebel im Gespräche mit zwei Individuen, welche augenscheinlich einige Aufmerksamkeit verdienten. Der eine war ein Edelmann von guter Bildung und graziösem Aeußern, zierlich in Kleidung und Haltung, aber im höchsten Grade mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke unverschämter Sittenlosigkeit begabt, der die Höflinge Ludwig XV. ganz besonders charakterisirte. Mit einem Worte, seine Miene verrieth, daß er alles verachte, so gar sich selbst, und gewiß sah er alles mit höhnischem Auge an, was irgend mit einem ehrenwerthen tugendhaften Gefühle in Verbindung stand. In einem Armstuhl zurückgelehnt, den Schuh mit dem Stocke berührend, sagte er zu Lebel, der neben ihm stand: „ich sehe wirklich nicht ein, Lebel, daß Grade irgend einen Unterschied machen können. Es gibt nur zweierlei Empfindungen in der Welt, Vergnügen und Schmerz; das Eine, das uns Vergnügen macht, ist so gut als das Andere, und dasselbe läßt sich vom Schmerze sagen.“

So sprach der Graf Jean du Barry, einer der niedrigsten Auswürflinge an Ludwigs zügellosem Hofe, wo fast alle lasterhaft waren. Wir halten uns bei Lebels Antwort auf die Quintessenz der gräflichen Philosophie nicht auf, sondern wenden uns dem andern Individuum zu, das wir wahrscheinlich nie mehr zu erwähnen Gelegenheit haben werden.

Es war eine junge Dame, sehr elegant und geschmackvoll, obzwar nicht kostbar gekleidet, die aber

ihre außerordentlichen persönlichen Reize in nichts weniger als anständiger Weise zur Schau trug. Schön war sie, aber in jener Manier, die der höheren Schönheit am fernsten steht. Ihre Formen waren fein, der Teint wunderbar und die vollendetste Symmetrie verband sich mit einer untadeligen Grazie der Glieder, aber der Ausdruck nicht nur des Gesichts, sondern der ganzen Figur, nicht dieses oder jenes einzelnen Zugs, sondern jeden Zugs, jeden Glieds, gehörte dem widrig wollüstigen Genre an. Sie hätte eine treffliche Repräsentantin der irdischen Aphrodite gegeben, konnte aber nie mit der himmlischen verwechselt werden. So war das Aeußere jenes Wesens, das, damals noch unter dem bescheidenen Namen Mademoiselle L'Ange bekannt, später als Madame du Barry Frankreich beherrschen sollte durch ihre Gewalt über die Schwächen eines ausschweifenden Königs.

Als Lebel den Knaben gewahr ward, rief er laut: „Habt ihr sie gefunden?

„Nein," war die Antwort, „wie ich vorausgesetzt, wir kamen zu spät, und fanden sie nicht."

„Kein Wort mehr davon," erwiederte Lebel, „ich denke, wir kommen ohne sie zurecht."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Zwar ists ein freches, niederträchtiges Schurkenpack," sagte der König zu Lebel, „doch dürfen wir sie

deßhalb nicht strafen lassen, weil sie unsern Willen thaten. — Weißt du gewiß, daß keiner von ihnen unsern Namen compromittirte?"

Ganz gewiß," antwortete Lebel, „darauf hab' ich Herrn Morins Wort, Sire. Freilich sagt er in Uebereinstimmung mit dem andern Polizeipersonal, es würde sich wohl Jeder auf Eurer Majestät Befehle berufen haben, hätte man ihnen nicht den Mund gestopft, und der Baron von Cajare habe es sich wirklich beigehen lassen."

Soweit hielt sich Lebel verpflichtet, Pierre Morins Worte der Wahrheit gemäß zu berichten, denn er hatte eine gewisse Scheu vor dem Polizei-Commissär, und dessen Gewalt und Rücksichtslosigkeit. Deßhalb wagte er es nicht, eine positive Unwahrheit gegen ihn vorzubringen, oder irgend etwas vor dem Könige zu verschweigen, was Morin ihm zu berichten aufgetragen. Aber wie jede Art von Furcht, war auch diese von einer tüchtigen Dosis Abneigung begleitet, und Lebel ließ keine Gelegenheit unbenutzt, dem ehrenwerthen Beamten durch einige hingeworfene Worte in der Meinung des Königs ein Bein zu stellen. Allein ungeachtet aller seiner Fehler und seiner vielen Schwächen hatte Ludwig Verstand genug, treue, eifrige Diener auszukennen, und keine unbedeutende Ursache vermochte ihn, seine Gunst denen zu entziehen, welche Ehrlichkeit und Tüchtigkeit in ihrer Stellung bewiesen. Zwar gefiel ihm jede Art von Ergebenheit, mochte sie die Form schamloser Willfährigkeit für seine Wünsche, oder irgend

einer höfischen Respekts-Aeußerung annehmen, aber oft ließ er sich mit äußerster Geduld entschiedenen Widerspruch, ja ein rauhes Benehmen gefallen, wenn er wußte, daß es aus uneigennützigen Beweggründen und aus reinem Eifer für sein oder das Beste des Landes entsprang.

Diese Eigenheit seines Charakters zeigte sich in ihrem vollen Lichte. Nachdem der Kammerdiener den Worten Morins Gerechtigkeit widerfahren lassen, suchte er im ächten Geiste dieser Classe Leute zum Nachtheil des Commissärs möglichst thätig zu seyn.

„In Wahrheit, Sire," fuhr er fort," nach der Art und Weise, wie sich Herr Morin über Herrn v. Casare äußert, kann ich mich kaum der Ansicht erwehren, er müsse dem Baron sehr abgeneigt seyn."

„Wirklich," sagte der König, „und kannst du dir die Ursache einer solchen Abneigung denken?"

„Das nicht gerade," versetzte Lebel, „aber natürlich ergibt sich aus den Aeußerungen, ob einer den andern haßt oder nicht. Morin warf die Bemerkung hin, es wäre gefährlich, Herrn von Casare zu vertrauen, denn er habe bei seinem Thun und Treiben immer seine besondere Absichten. Kurz er schien eine sehr ungünstige Meinung von ihm zu haben und dieß gar nicht zu verhehlen."

„Das mag seyn, Lebel," entgegnete der König, „ohne daß Bösartigkeit und Animosität mit unterliegt. Ich kann dich für einen vollendeten Schurken halten, und dich doch nicht hassen."

„Euer Majestät sind gar zu gnädig,“ sagte Lebel mit einer Verbeugung bis zur Erde, als hätte ihm der König das feinste Kompliment gemacht. „Aber doch war's etwas frech von Herrn Morin, sich überhaupt in Michy einzudrängen. Was hatte er dort zu schaffen?“

„Du weißt nicht, was du sprichst, Lebel,“ erwiederte der König, „diese Leute spielten den Narren, und gaben sich für die Polizei aus ganz am unrechten Ort, während es überdieß gegen das Gesetz und meinen Willen ist. Morin fragte bei Herrn v. Choiseul an, ob sie dazu ermächtigt wären, und da es nicht der Fall war, verhaftete er sie. Vielleicht, daß er bezüglich des Baron von Cajare etwas zu weit gieng, aber der Mann benahm sich auch unklug, und wir haben positive Beweise, daß er unser Vertrauen zu verrathen geneigt war.

„Gewiß, Euer Majestät,“ erwiederte Lebel,“ habe ich natürlich gegen Herrn Morin nichts einzuwenden, aber der Ansicht kann ich mich nicht erwehren, daß er nicht mit schuldigem Respekt zu Werke gieng.“

„Pst! Pst!“ versetzte der König, „kein Wort mehr von dieser Sache. Ich habe keinen treuern Diener im ganzen Königreich, als diesen Pierre Morin, und seit er seinem Amte vorsteht, hat sich die Polizei ausnehmend verbessert. Laß die Leute im Châtelet in Freiheit setzen, und sorge, daß Herrn von Cajare das Verbot, bis auf Weiteres nicht in Versailles zu erscheinen, noch insbesondere ratifizirt wird. Man empfehle allen, die in der Sache betheiligt, die größte

Vorsicht, wenn sie nicht etwa Lust haben, den Weg ins Gefängniß zurückzufinden."

Die Befehle des Königs wurden pünktlich befolgt, und Pierre Morin ward angewiesen, die ganze Gesellschaft von Michy in Freiheit zu setzen. Er ließ sich einen um den andern vorführen, empfahl ihnen aufs Strengste gehörige Discretion, bezüglich der Geheimnisse, in deren Besitz sie seyn möchten, sowie überhaupt möglichste Vorsicht in ihrem künftigen Benehmen. Herrn Pierre Jean ließ er zuletzt vor, aber selbst das Châtelet hatte nicht vermocht, die eherne Unverschämtheit dieses Menschen auch nur um Haarbreite zu mindern.

„Mein werther Freund und Rathgeber," erwiederte er auf Morins Ermahnungen, „das ist alles umsonst. Ich könnte kein ehrlicher Mann seyn, sogar wenn ich wollte. Die Natur ist nun einmal dagegen, Spitzbüberei ist mein angeboren Erbtheil, und ich darf wohl behaupten, ich gab mir zu wiederholtenmalen alle Mühe, ein ehrlicher Mann zu seyn, aber es gieng eben nicht. Gerade in der bewußten Angelegenheit, die mich hieher gebracht, ich kann darauf schwören, wenn ich das Mädchen ansah und sie mir ein freundlich Wort sagte, fühlt' ich mich wohl zwanzigmal versucht, ihr einen Wink zu geben, aber Satan selbst, oder irgend eines seiner Jungen flüsterte mir immer wieder auf die unwiderstehlichste Weise zu: zweihundert Louisd'or und Ersatz aller Auslagen. Ihr wißt, unmöglich konnt' ich da widerstehen."

„Wenigstens wars äußerst schwer," erwiederte Pierre Morin, „besonders da Ihr, guter Freund, wie ich voraussetze, Schutz erwarten mochtet, selbst wenn Ihr gefangen würdet."

„Nein, nein, nein," versetzte Pierre Jean, „keine Lobrede meiner Klugheit auf Kosten meines Verstands! ich erwartete überhaupt keinen Schutz. Dingte mich ein Krämer, oder sonst ein geringer Mann, da müßt' ich dergleichen erwarten, aber je höher der Herr, um so geringer die Sicherheit. Nein, nein, nein! Salomon oder sonst Jemand von den großen Leuten sagt: „setze dein Vertrauen nicht auf Fürsten," und der es sagte, kannte seine Race besser, als die meisten Leute ihre Nieren."

„Schon gut, Meister Pierre Jean," erwiederte Morin, „alles was ich zu sagen habe, ist das, laßt Ihr Euch wieder über einem solchen Streich ertappen, besonders in Bezug auf dasselbe Frauenzimmer, so werde ich ganz anders mit Euch umspringen. Statt Euch wegen eines geringen Vergehens zu verhaften, leg' ich Euch dann den Handel auf dem jenseitigen Seineufer zur Last, wo Räuberei und ein Mordversuch im Spiel waren. Ihr wißt, das Schweben zwischen Himmel und Erde auf dem Grèveplatz ist Euer sicheres Loos."

„O bewahre, das wäret Ihr nicht im Stand," erwiederte Jean Pierre, „da kenn' ich Euch besser, Herr Morin."

„Und warum nicht?" war die Entgegnung, „da dürftet Ihr Euch täuschen. Ich thu's, so wahr ich lebe."

„Nein, nein," antwortete der Mann, „und ich sag' Euch, warum nicht. Erstlich weil Ihr wißt, daß ich den Menschen nie morden wollte, und nie zu morden versuchte; sodann, weil Ihr am Aufknüpfen eines Eurer ältesten Freunde und Bekannten gewiß nicht Theil haben möchtet."

„Freunde und Bekannten!" sagte Pierre Morin, den andern scharf fixirend, „was meint Ihr damit, Herr? nehmt Eure Worte wohl in Acht."

„Ei, ei," erwiederte Pierre Jean, „zwanzig Jahre machen wohl einen bedeutenden Unterschied, und das Glück wechselt mit seiner Gunst, aber ich kannt' Euch recht, als ich noch Ladenjunge war beim alten Fiteau, dem Goldschmiede. Ja wohl, und ich könnt' Euch mehr sagen von jenem Handel, wenn's mir beliebt, und zwar Dinge, die Euch überraschen würden."

Welches die Gefühle Pierre Morins waren — ob er Fiteaus çi-devant Ladenjungen schon vorher erkannt hatte oder nicht — von all dem wissen wir keine Auskunft zu geben, soviel aber ist gewiß, er war jeder Gemüthsbewegung Meister, und nicht die geringste Spur von Erstaunen oder Bestürzung gab sich auf seinem Gesichte kund.

„Ich wundere mich, Meister Pierre Jean," sagte er, „daß Ihr, schon so lange mit der schlauen Pariser Welt im Verkehr, noch immer nicht wißt, daß sich lediglich nichts zutragen kann, was nicht zu unsern Ohren

gelangte! So will ich Euch in den nächsten zwei Minuten Eure eigene Geschichte zum Besten geben, wenn Ihr sie zu hören Lust habt. „Hier," rief er einem der Schreiber auf dem innern Büreau zu, „man bringe Folio fünfhundert Litera P. J."

Ein ungeheurer Foliant ward hergeschleppt, Morin schlug die Buchstaben Pierre Jean auf, und der würdige Eigner des Namens sah zwei bis drei lange Columnen mit seinen saubern Thaten angefüllt.

„Richtig," fuhr Pierre Morin fort nach flüchtigem Ueberlesen der ersten Seite, „ich sehe was Ihr gesagt ist wahr, obgleich ich früher nie auf diesen Abschnitt Eures Lebens zurückgieng. Ihr waret Ladenjunge bei Fiteau zur Zeit seiner Ermordung, und wie ich sehe, hatte man Euch in starkem Verdacht, mehrere Artikel, die Ihr austragen solltet, unterschlagen zu haben."

„Auf Ehre," rief Pierre Jean, „ich stahl drei Jahre später zum Erstenmal."

„Das kommt Euch zu statten," erwiederte Pierre Morin; „ich denke die Armee steckte Euch mit dieser übeln Gewohnheit an, denn wie ich hier finde, wurdet Ihr aus dem zehenten Regiment gestoßen. Dann saßet Ihr drei Monate fest wegen falscher Wechsel, waret später angeklagt wegen Plünderung der königlichen Post, wofür Corvant gehängt ward, und dann —

„Ach Herr Morin, Herr Morin," rief der Andere, „um Gotteswillen hört auf. Ich sehe, es giebt keinen bessern Biographen als das Polizeiamt."

Pierre Morin lächelte, und deutete auf eine lange

Reihe kleiner Kreuze, am Schlusse des langen Artikels in rother Dinte beigefügt. „Wißt Ihr, was das bedeutet, guter Freund?“ fragte er.

„Nein Monsieur,“ erwiederte Pierre Jean, der ziemlich geneigt war, ihn Monseigneur zu betiteln. „Mit Verlieb, wie lautet die Interpretation?“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,“ sagte Morin die Kreuze zählend, das lautet, „zum Hängen reif in siebenfacher Beziehung! Aber kommt, Meister Pierre Jean, hängt den Kopf nicht, es gibt noch ein Paar Andere, die Euch in Kreuzen vorgehen. Der Bursch, dem ich vorigen Freitag den Garaus machen ließ, hatte zehn, und Ihr mögt noch entwischen, wenn Ihr Euch nützlich zu machen beliebt, Euch ruhig verhaltet, vor allem aber Eure Zunge schont, wo man Euch nicht zum Sprechen auffordert.“

„O!“ rief Pierre Jean, „ich will schweigsam seyn wie das Grab, meine Zunge soll mich nie an den Galgen bringen, kann ichs irgend vermeiden.“

„Gut,“ erwiederte Morin, „aber Ihr müßt mir stets sagen, was ich zu wissen wünsche.“

„O ich bin stets zu Euer Gestrengen Diensten,“ sagte Pierre Jean.

„Schon gut,“ fuhr Morin fort, „habt denn die Güte, mir zu sagen, was mich, wie Ihr vorhin meintet, überraschen würde.“

„Nun glaub' ich freilich nicht mehr, daß Euch irgend was überraschen würde,“ sagte Pierre Jean. Um aber auf meine Aeußerung zurückzukommen, so

wollt' ich sagen, daß ich in jener Nacht, die Fiteau das Leben kostete, drei Männer statt zweien die Straße herabkommen sah. Zwei davon waren dieselben, die auf dem Rade starben, es war aber ein Dritter dabei, der noch lebt, denn ich sah ihn erst vor wenigen Tagen."

Pierre Morin ließ auch jetzt kein Zeichen von Erstaunen blicken. „Und redetet Ihr ihn an?" fragte er. „Bewahre," war die Antwort, „nun ist er ein großer Herr, er gieng gerade zu Hof, als ich ihn sah."

„Da benahmt Ihr Euch weislich," erwiederte der Commissär, „und noch weiser wird es seyn, wenn Ihr gegen Jeden reinen Mund haltet über diesen Punkt."

„O das will ich," sagte Pierre Jean, „ich wollte der Sache nie erwähnen, Ihr wißt, kein Falke tödtet den andern, aber auf dem Wege nach Castelneau fiel mir ein, daß ich das Geheimniß nöthigenfalls benutzen könnte; falls sie mich griffen und zur Strafe ziehen wollten, hofft' ich mir mit der Drohung durchzuhelfen."

„Ihr hättet nur Eure Erhebung an den Galgen beschleunigt," erwiederte Morin, „und ihm im Geringsten keine Ungelegenheit gemacht."

„Wie so?" fragte Pierre Jean, etwas betroffen.

„Weil," versetzte Morin, „ein Schurke, der einen Edelmann anklagt, entweder seine Anklage oder seine Ehrlichkeit beweisen muß. Nun nehm' ich an, Meister Pierre Jean, daß ihr das Eine so wenig als das Andere zu thun im Stande waret. Es war ja keine Aussage da, als Eure eigene, und Ihr wißt wohl, wie viel diese gilt vor irgend einem Gerichtshofe in Frank-

reich. Seyd klug, Meister Pierre Jean, und rührt nicht am heißen Pech ohne einen langen Löffel.

„Ich dachte nie an was Anderes, als ihm bange zu machen, und was den langen Löffel betrifft, so weiß ich nicht, wo er herkommen soll."

„Und ich eben so wenig," meinte Morin, „außer ich selbst gäbe Euch einen; nun aber Gott befohlen. Für jetzt seyd Ihr frei, das wißt Ihr; ob Ihr sicher seyd, kommt auf Euch an. Aber mischt Ihr Euch je wieder in Dinge, die Euch nichts angehen, so sollt Ihr vor Ablauf der Woche eine hänfene Halsbinde anhaben."

„Ich will mich gewiß in Acht nehmen," erwiederte Pierre Jean, auf den, die Wahrheit zu sagen, die Unterredung größern Eindruck gemacht hatte, als sonst etwas in seinem ganzen Leben. Mit einem tiefen Bückling verließ er das Zimmer, und durfte ungestört seiner Wege gehen.

Der nächste Besuch war ein geheimer, der Eingeführte trat durch eine Hinterthüre ein, die mittelst verschiedener langer verschlungener Gänge Morins Bureau mit einer entfernten Straße in Verbindung setzte. Es war ein dunkles, kaffeebraunes, blatternarbiges Gesicht, mit frisirten gepuderten Haaren, scharfen, kecken, grauen Augen. Der Anzug: reich gestickte Weste und schnupftabackfarbiges Kleid mit glatten Knöpfen. Der Mann verbeugte sich aufs Ehrerbietigste vor Morin, während dieser ihn nach Gewohnheit, ohne eine Sylbe zu äußern, ein Paar Minuten lang

von Kopf zu Fuß mit den Augen musterte. Endlich öffnete er die Lippen und sagte: „Sie sind Kammerdiener bei Baron Casare?"

„Der Mann legte die Hand aufs Herz und verneigte sich bis auf den Boden, die Schultern dermaßen in die Höhe ziehend, daß sie den Kopf fast gänzlich verschlangen. „Meine Botschaft ist Ihnen zugekommen," fuhr Morin fort, worauf ein zweiter Bückling erfolgte, „und Sie lassen sich auf die Bedingungen ein," fügte Morin bei, indem ihm die Schweigsamkeit des andern ausnehmend gefiel.

Der Mann antwortete auf dieselbe stumme bejahende Weise, und den Bückling für einen Theil seiner Perioden nehmend, verband er ihn mit dem Nachsatze durch eine Conjunction, indem er sagte: „aber ich fürchte, ich kann Ihre Erwartung nicht erfüllen."

„Warum nicht?" meinte Morin. „Sie wollen damit sagen, der Baron sey nicht mittheilender Natur, er spreche nicht mit Ihnen, wie andere Herrn mit ihren Dienern pflegen, er behalte seine Geheimnisse für sich. Das weiß ich Alles, mein lieber Freund. Was Sie zu thun haben, ist: regelmäßig zwei bis dreimal des Tags Bericht erstatten über alles, was Sie sehen, oder von Ihren Collegen im Dienste hören. Dahin gehört insbesondere, wo der Baron frühstückt, zu Mittag speist und schläft, wer seine Gesellschafter sind, was er im Spiel verliert oder gewinnt, mit einem Worte alles, was Sie zu sagen wissen, mit

allem was Sie vermuthen. Das Uebrige ist unsere Sache, nur verwechseln Sie nie Vermuthungen mit Thatsachen."

„Ich werde mich ganz nach Ihrer Vorschrift richten, verehrtester Herr," erwiederte der Mann, „gewiß soll nicht mehr noch weniger geschehen."

„Ist der Baron auf freiem Fuß?" fragte Morin.

„Er ist auf freiem Fuß, hat sich angekleidet, und sprach mit seiner Schwester, als ich weggieng," sagte der Kammerdiener.

„Wo bringt er den Abend zu?" fragte Morin.

„Bei einer Partie Piquet," war die Antwort, „mit Graf Royan und Abbé Verdun."

„Da verspielt er," meinte Pierre Morin.

„Ich weiß nicht," sagte der Kammerdiener, „neuester Zeit hat er Glück."

„Er ist ihnen nicht gewachsen," versetzte der Commissär, „theilen Sie mir den Verlust mit, wenn Sie ihn erfahren."

Der Mann sagte es zu und verabschiedete sich. Pierre Morin wendete sich andern Geschäften zu.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Es ist hohe Zeit, daß wir zu Annetten von St. Morin zurückkehren. Auf dem Schlosse, wohin sie gebracht worden, verweilen wir übrigens nicht, da sie dasselbe, wie wir bereits angedeutet, in Bälde wieder

verließ, und zwar in der gerechten Besorgniß, daß ihre Reise überwacht worden, und Maaßregeln zu ihrer Verfolgung und zur Zurücksendung nach Michy nicht ausbleiben würden.

In einer leichten unscheinbaren Postchaise, mit einem einzigen Diener auf dem Bocke, und Niemanden neben sich im Wagen habend, als die Dame, welche sie einzig unter dem Namen Louise kannte, setzte Fräulein von St. Morin ihre Reise durch die Waldgegend in der Nähe von Chartres fort. Donnine, das Kammermädchen und eine dritte dienende Person des andern Geschlechts, mit zwei männlichen Bedienten, mußten die fast parallel laufende Nebenstraße einschlagen, mit der Weisung, jeden Abend auf der nämlichen Station mit der Postchaise zusammenzutreffen. Zwei Diener zu Pferde folgten letzterer in der Entfernung von anderthalb Stunden, und ein Dritter ritt eine Stunde Wegs voraus. So viele Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, und doch waren es nicht alle, wenigstens äußerte sich die Dame, ihren schönen Schützling möglichst zu beruhigen bemüht, am ersten Reisetag in folgender Weise: „Sey unbesorgt, liebes Kind, ein guter Freund ist für uns thätig, mit größern Mitteln begabt, als irgend wer in Frankreich, unsere Verfolger zu Schanden zu machen und bezüglich unserer Reiseroute irre zu führen.“

Der erste und zweite Reisetag giengen ruhig vorüber, Annettens Besorgnisse legten sich, und ihr Herz

schlug weniger ängstlich bei jedem Tone, der zu ihrem Ohr drang, bei jedem neuen Gesichte, das ihr auf der Straße begegnete. Ihre Gefährtin war die Zärtlichkeit und Güte selbst, aber wäre sie es auch weniger gewesen, lag doch etwas in ihrem ganzen Wesen, im Tone ihrer Stimme, im Ausdrucke ihrer Augen, was Annettens Herz zu ihren Gunsten eingenommen, ihr Neigung und Vertrauen eingeflößt haben würde.

Aber die langen, ernsten Gespräche, womit sie sich die Zeit kürzten, die Gefühlsausbrüche, die gelegentlich dem Herzen der Dame entströmten, ihre geistreichen Bemerkungen im Laufe der Unterhaltung, Bemerkungen, die ein tiefes Eindringen in alle die großen, wichtigen Punkte menschlichen Lebens und Geschicks verriethen, all das gab Annetten jede Stunde neuen Anlaß das schöne Wesen zu bewundern und zu lieben, mit dem sie in solch nahe Verbindung gekommen. Ueberdieß lag im Geheimniß dieser Verbindung ein Interesse, ein inniges, lebendes Interesse, das Annettens Neigung zu diesem Wesen, im Vergleich mit ihren Gesinnungen gegen andere Freunde, ein ganz eigenthümliches Gepräge verlieh. Die Fragen, die sie in dieser Beziehung ihrem Herzen vorlegte, machten ihre ganze Zärtlichkeit, die süßesten Sympathien ihrer Natur zu Gunsten der Unbekannten rege.

„Was bedeutet," machte sie sich fragen, „der anhaltende, ernste, zärtliche Blick, womit mich die Dame immer wieder betrachtet? Was diese geheime Regungen, die so plötzlich ihre Augen mit Thränen füllen?

Was dieses warme, überwältigende Gefühl, womit sie ihren Arm um mich schlingt, und mir einen Kuß auf Wange und Stirne drückt?"

Bisweilen kam sie auf den Gedanken, es müßten nahe, theure Bande des Bluts zwischen ihnen bestehen, und ihr eigen Herz klopfte dann hoch vor Gefühlen, die an Ekstase gränzten. Aber der lieblichste aller Träume — ein Traum, den die Dame häufig durch die Benennung „mein Kind" hegte und nährte, war leider nicht von Dauer. Nicht nur stak kein Ring an ihrem Finger — das mochte in Frankreich und zu jener Zeit selbst bei verheiratheten Frauen mitunter der Fall seyn — sondern die Bedienten nannten sie zuweilen Mademoiselle, gewiß ein ganz untrügliches Zeichen. Und welches Band konnte sonst zwischen ihnen bestehen? denn augenscheinlich war ein solches vorhanden. Welches Motiv hatte die Dame zu ihrer ganzen Handlungsweise? Woher diese tiefe, innigst gefühlte Theilnahme, das Geheimniß des Ganzen?

Dergleichen Fragen lenkten Annettens Phantasie auf Pfade, die sie vorher nie betreten. Bis zu diesem Punkte hatte sie sich nur wenig mit ihrer frühern Lebensgeschichte beschäftigt, sie hatte selten an sich die Frage gestellt, wer ihre Eltern gewesen, nie hatte sie an das Warum und Wie gedacht, daß sie sich als Waise in dieser Welt befand, ohne irgend ein Band der Verwandtschaft um sich zu sehen. Diese Gleichgültigkeit war keineswegs die Folge irgend einer Apathie, nur ihre Verhältnisse hatten dergleichen Gedanken nie

in ihr aufkommen lassen. Die Liebe des Abbé Grafen von Castelneau ersetzte ihr einen Vater, und in ihrem einsamen Leben waren keine Ereignisse eingetreten, die ihre Einbildungskraft auf diesen Pfad der Forschung lenkten. Wäre das Pflegekind des Abbé ein Knabe gewesen, würde es sich freilich anders verhalten haben. Bei jedem Schritte vorwärts auf der Lebensbahn hätte irgend ein Umstand seine Neugierde auf diese Richtung gelenkt. Die Plaudereien und Fragen der Kameraden in Schule, Feld und Lager, der beständige Anblick aller irdischen Bande, die Aeußerung der Familien-Neigungen, die Jeder empfängt und erwiedert, würden ihn schon längst auf die Frage gebracht haben: „wer und was bin ich? wo sind die theuren Verwandten, die süßen Bande, die unsere Kindheit und Jugend umgaben? wo die Familienähnlichkeiten, die gleichlautenden Namen? wo des Vaters Hand zum Schutz und zur Leitung? wo der Mutter Sorgfalt, zu wachen, zu trösten, zu sänftigen? wo die Brüder, die Schwestern, die Vettern, die Hausfreunde, die süße angestammte Wohnung und alle die theuern Erinnerungen, die das Vergangene mit der Gegenwart verbinden?" Solche Fragen würden sich überall dem Gemüth des Knaben und Jünglings aufgedrängt haben, aber das Wesen des Weibes ist von ganz anderer Art. Es concentrirt seine Neigungen auf einen engern Kreis, läßt sie, wenn auch inniger, wenigern Gegenständen zufließen, hält die lockerern Bande lockerer fest, und begnügt sich mit Gränzen, die den Mann nicht befriedigen.

So hatte Annette bisher gelebt, zufrieden mit dem was war, ohne an das zu denken, was seyn könnte. Kein Vater konnte an Zärtlichkeit den Grafen von Castelneau übertreffen, und sie begnügte sich mit dieser Liebe, und fühlte keine Lücke in ihrem Herzen. Kein glückliches Familienleben bot sich ihr in ihrer Umgebung dar, oder wenn je, nur in den untern Classen; sie wußte zu wenig von den Freuden des häuslichen Kreises, um sich darüber Gedanken zu machen, bis ihre Aufmerksamkeit mit Gewalt darauf hingelenkt wurde. Nun aber erwacht, warfen sich die tiefsinnigsten Gefühle ihres Herzens — eines für die glühendste, dauerndste Liebe so recht geschaffenen Herzens — auf die Frage: wo denn die Familie sey, die ihr von Rechtswegen die Neigung schulde, womit diese Dame sie beglücke? und oft verfiel sie in tiefe Träumereien, aus denen sie immer wieder durch neue Liebkosungen erweckt ward, die zu sagen schienen: „wir lesen deine innersten Gedanken."

Sonst aber erklärte sich die Dame nicht näher, und berührte Annette ihr gütiges Benehmen, ihre unverdiente Theilnahme, so antwortete jene auf eine Weise, die zu verstehen gab, daß ihr für jetzt jede weitere Erkundigung peinlich seyn würde. Ueber andere Dinge äußerte sich die Dame offener, sie enthüllte ihrer schönen Gefährtin den Grund ihrer Besorgnisse, und schilderte, soweit dieß vor reinen unschuldigen Ohren möglich war, den Charakter des Königs mit leiser Andeutung der abscheulichen Gewaltthaten, welche zu Zeiten

seiner Zügellosigkeit zu lieb begangen wurden. Annettens Furcht hatte früher keinen bestimmten Gegenstand gehabt, dieser war ihr nun gegeben, aber sie schauderte mehr zu hören, und suchte das Gespräch auf Gegenstände zu leiten, die zwar ihre gegenwärtige Lage weniger berührten aber auch ihrem Ohr minder peinlich waren.

Auf diese Weise vergingen zwei Tage, und der Abend kam mit raschen Schritten herbei. Unsere Reisenden befanden sich im Walde, wenige Meilen von Chartres, als der Wagen plötzlich hielt, und fast umgefallen wäre, denn die vordere Achse war gebrochen, und das Rad abgesprungen. Die Gegend, obzwar anmuthig, zeigte nirgends eine Spur menschlicher Wohnung, und die Verlegenheit der Gesellschaft war vollkommen. Der Kutscher meinte, man habe nicht die geringste Hoffnung, Jemanden aufzutreiben, der den Schaden gut machen könne, während der Forst sich wenigstens noch zwei Meilen weit erstrecke.

Nach allen den weitläufigen Berathungen, der gewöhnlichen unmittelbaren Folge solcher Zufälle, kam man überein, der Kutscher, als des Wegs kundig, solle die beiden Damen bis zur nächsten Wohnung begleiten, wo sie auf einige Stunden, oder nöthigenfalls für diese Nacht, ein Unterkommen finden würden, während der andere Diener beim Wagen zurückzubleiben habe, bis dieser in brauchbarem Stande nachgeführt werden könne.

Der Weg war sandig und beschwerlich, und weilte

auch die sanfte, ruhige gelbe Beleuchtung des Herbstabends noch immer anmuthig auf den Moosbänken und Silberwurzeln der alten Buchen, lud auch manch malerischer Fleck zur Erholung und Ruhe, so förderten die beiden Damen dennoch ihre Schritte, denn sie hatten übergenug mit Sorgen und Verlegenheiten zu thun gehabt, um auch dann noch ängstlich zu seyn, wenn gerade keine Gefahr vorauszusehen war. Auf das Tageslicht konnte man sich nur noch für eine Stunde Rechnung machen, und gerne hätte sich Annette überredet, daß man auf einer Heerstraße in der Nähe einer großen Stadt und in einem königlichen Forste auch nach Sonnenuntergang mit aller Sicherheit wandeln könne. Dennoch spähte sie mit gespannter Aufmerksamkeit bei jeder Wendung des Wegs, ob nicht irgend wo ein Haus oder eine Hütte zum Vorschein komme, die sie vor dem Abschiede des letzten Sonnenblicks schützend aufzunehmen geeignet wären.

Beide, Annette und die Unbekannte, fühlten sich in Folge fortdauernder geistiger Aufregung, und durch das mehrtägige angestrengte Reisen — damals keine so leichte Sache als heutigen Tags — erschöpft, und das Gehen durch den losen Sand und auf dem unebenen Boden eines Waldwegs ermüdete sie bald noch mehr. Kein Wunder, daß Annette, den Gegenstand ihrer Wünsche endlich gewahrend, mit freudigem Gefühl ausrief: „dort steht ein Haus!“

Als sie näher kamen, fanden sie wirklich nicht nur eine menschliche Behausung, sondern sogar eine ziemlich

geräumige, und die hohe Stange mit der Guirlande über der Thüre kündigte eine öffentliche Herberge an. Außen war alles friedlich und still, was Annetten nicht wenig beruhigte, da man bei einer etwaigen Gesellschaft in einer Waldschenke nichts Gewähltes und Angenehmes voraussetzen durfte. Die tiefe Stille der ganzen Scene, der sanftmatte Sonnenschein auf dem offeneu Sandplatze vor dem Hause, sich die Thüre zum Brennpunkte wählend, vor der eine schläfrige Katze behaglich ruhte, all das deutete auf Stille und Einsamkeit, beide gleich angemessen dem Zustande unserer Reisenden.

Mit entwölkter Stirne, denn die Furcht vor einer nächtlichen Wanderung durch den Wald war nun beseitigt, traten die Damen zur Hausthüre hinein. Sie fanden das Innere minder einladend als die Außenseite, denn das erste Gemach war eine alte rauchige Küche, an deren anderem Ende, den Rücken der Thüre zugekehrt, ein altes Weib geschäftig kochte. Ihr Anzug war nicht gar reinlich, und von einem kleinen zehnjährigen Mädchen neben ihr in dieser Beziehung noch weniger Gutes zu sagen. Als die Fremden eintraten, kehrte Letzteres gerade sein ausnehmend schmutziges Gesicht der Thüre zu, ein Anblick, der noch widerlicher wurde durch das schielende linke Auge, das die sonst nicht unebenen Züge gänzlich verstellte.

„Heilige Mutter Gottes!" rief das Mädchen, die Fremden erblickend, „zwei Frauen! eine trägt" —

Die Alte kehrte sich um, und unterbrach das Mädchen in einer etwaigen enthusiastischen Beschreibung

des Anzugs der Eintretenden durch einen Puff, der es gegen die Kaminseite schleuderte. Dann trat sie Annetten und ihrer schönen Gefährtin entgegen, und fragte höflich, wom'' .sie dienen könne.

Die Damen hatten sich über ihre Lage bald geäußert, und die gute Frau erwiederte, daß zwei Stunden von da, die Wohnung und Werkstätte eines Hufschmieds liege. Dort, meinte sie, würde es an Leuten nicht fehlen, die den Wagen alsbald herstellen könnten. Sie zeigte sich bereit, dem Kutscher durch ihr kleines Mädchen den Weg bis zur nächsten Straßenmündung weisen zu lassen, von wo man nicht mehr fehlen könne. Außerdem drückte sie die Hoffnung aus, die Damen würden die Nacht über mit ihrer armen Hütte fürlieb nehmen, da eine gebrochene Achse längere Zeit in Anspruch nehme, und die Entfernung bis Chartres an die sechs Stunden betrage. Das Gesicht der Alten war nicht einnehmender, als das ihrer Tochter oder Enkelin, und Annette fühlte sich sehr abgeneigt, die Nacht über zu bleiben. Inzwischen suchte sie sich ihr Vorurtheil auszureden, und wies die Einladung nicht gerade zurück, obgleich ihre Gefährtin ihr einen fragenden Blick zuwarf.

„Die obern Zimmer sind besser und reinlicher, Madame," sagte die Frau, wahrscheinlich theilweise die Einwürfe errathend, die sich den Gästen gegen einen längeren Aufenthalt aufdrängen mochten. „Gewiß droben ist alles reinlich und schmuck. Ueberdieß mach' ich Ihnen in einer Minute ein gutes Abendessen zu recht, und ich stehe dafür, Sie fühlen sich behaglich."

Die Damen entschlossen sich ohne Widerrede zum Bleiben, und der Kutscher trat in Begleitung des Mädchens seinen Gang nach der Schmiede an. Zuvor aber hatte die Alte der Kleinen gar mancherlei anzubefehlen, wovon Einiges ganz leise und undeutlich, anderes dagegen, wie es Annetten vorkam, mit affectirt lauter Stimme verhandelt ward. So sehr sich Annette ihre Furcht auszureden suchte, sah sie doch äußerst ungern den Mann sich entfernen.

Sie blieb unten im Nachdenken über ihre Lage verloren, und die im Abendschein friedlich schlummernde Waldscene betrachtend, während ihre schöne Begleiterin Louise der Alten in die gerühmten obern Gemächer folgte. Plötzlich ward Annette aus ihren Betrachtungen aufgeschreckt, ein prächtiger Hirsch sprang vorüber die Straße hinab, die unsere Reisenden hergekommen waren, und Annette folgte dem schönen Anblick mit den Augen, als plötzlich das edle Thier zu ihrem nicht geringen Erstaunen vorwärts auf die Seite fiel, sich mit letzter gewaltiger Anstrengung wieder aufraffte, noch ein Paar Schritte sich wankend fortschleppte und dann wieder zu Fall gieng, im Todeskampfe das Erdreich mit den schlanken Beinen krampfhaft aufwühlend. Kein Geräusch begleitete den Sturz, kein Schuß ließ sich hören, aber ein Paar Augenblicke später brachen drei bis vier Männer aus dem nahen Dickicht, und warfen sich auf das Thier, indem es der eine am Geweih, der andere an den Füßen faßte. Annette zog

sich augenblicklich zurück, und warf in der ersten Aufregung die Hausthüre zu.

Sie hatte den Fuß der Treppe erreicht, der von der Küche in die obern Zimmer führte, als sie ihre Freundin und die Alte herabkommen hörte. In demselben Augenblick ließen sich Stimmen und Tritte von außen vernehmen, und zu gleicher Zeit trat die Dame ein, während die Männer, welche Annette draußen gesehen, die Thüre aufrissen. Ehe er die fremden Gäste gewahr wurde, rief der Eine: „was Teufels machst du die Thüre zu, alter Drache?"

Der Mann war gerade im Begriffe, mit Hülfe der drei Andern das erlegte Thier hereinzuschaffen, und indem er heftig am Geweih zog, bot er dem Standorte Annettens den Rücken. Seine Begleiter aber wurden die Fremden auf den ersten Blick gewahr, und das Erstaunen, das sich auf ihre Gesichter malte, erregte die Aufmerksamkeit des Erstern, welcher der Führer zu seyn schien. Den Kopf des getödteten Thiers fahren lassend, wendete er sich heftig um, maß die Damen ein Paar Augenblicke schweigend mit den Augen, dann ergoß er sich in einem Strom von Schimpfreden über die Alte, daß sie irgend Jemanden den Zutritt vergönnt, ihren Verkehr mit anzusehen.

„Gott bewahre, mein Kind," rief das alte Weib im Schmeicheltone, „die Frauen verdenken es dir nicht, daß du dir einen Bissen Wildpret verschaffst, und sicher sagen sie es auch nicht weiter."

Aber der Mann schien durch den Besänftigungs-Versuch nur gereizter, und er erlaubte sich eine Sprache, wie sie Annette zuvor nie gehört.

„Ach laßt das! laßt das!" rief sie voll Abscheu über diese Worte, „wir werden keine Sylbe drüber äußern, darauf geben wir Euch das Wort, aber ich bitt' Euch, erlaubt Euch diese Sprache nicht gegen sie."

Nun aber erwachte der Geist der Alten, und ein schrecklicher, dämonischer Geist wars, denn sie gab die Scheltworte des Sohns mit einer Bitterkeit und Heftigkeit zurück, der er es nicht gleich thun konnte, und wie oft in dergleichen Kämpfen geschieht, sie streckte seine Wuth durch die Tapferkeit und Geläufigkeit ihrer Sprache gänzlich zu Boden. Aber kaum hatte sich der Sieg zu ihren Gunsten entschieden, so näherte sie sich ihm, ergriff seine Hand und flüsterte ihm ein Paar Worte zu, die alsbald seine ganze Aufmerksamkeit erregten. Er lauschte aufmerksam und warf dann mit schwer gerunzelter Stirne einen scharfen spähenden Blick auf Annetten und die Dame Namentlich hefteten sich seine Augen auf die großen goldenen Uhren mit den unzähligen Siegeln, Petschaften und kleinen Juwelen, die nach der dermaligen allgemeinen Sitte an der Seite vornehmer Damen prangten.

„Das ist was anders," sagte er. „Kommt, schaffen wir den Bock herein," und das war bald so weit geschehen, daß man die Thüre zumachen konnte. Nun rief der Führer einem seiner Gefährten zu: „Schließt ab!" und augenblicklich war der Schlüssel umgedreht.

Annette sah mit dem Blicke des Entsetzens auf ihre Begleiterin, und diese fragte: „Wozu schließt Ihr ab?"

„Daß Niemand herein kann, der nicht hergehört," versetzte die Alte spitzig, während der Sohn scherzend beifügte: „und um solchen den Ausgang zu versperren, die wir hier haben wollen."

„Was habt ihr denn vor?" sagte einer der andern, sich an den Sohn wendend. „Die Frau scheint nicht geneigt, uns was Leides zu thun."

„Das freilich nicht," meinte Jener, „aber die Uhren da sind gar hübsche Dinger, die mögen per Stück wohl fünfzig Louisd'or werth seyn, und Börsen, drei- bis viermal soviel werth, mögen wohl auch in der Nähe weilen. Ich sehe wirklich nicht — da wir unsern Hals riskiren über dem Wildern — warum — —"

„Aber wie wollt Ihr ihnen das Plaudern verwehren?" sagte der Andere.

„Das weiß ich nicht," antwortete der Erste, „das wollen wir später bedenken. Sie müssen die Nacht hier bleiben."

Annette war bei den ersten Worten nicht wenig erschrocken, und die Dame fuhr nun auch zusammen, und ward tödtlich blaß. Aber Annettens Muth schien mit der Gefahr zu wachsen, sie trat einige Schritte vor, und sagte: „Die Uhren sind jede über fünfzig Louisd'or werth, und wie ihr richtig voraussetzt, habe ich ebensoviel in meiner Börse. All das geben wir Euch freiwillig, und ohne daß Ihr Euer Verlangen äußert

wenn Ihr uns alsbald unseres Wegs ziehen laßt nach Chartres, oder besser gesagt, es sey eine Belohnung für Euch, daß Ihr uns den Weg dahin weist. Geben wir Euch das Geld freiwillig, so kann von keinem Raube die Rede seyn, und wir können auch nichts zur Anzeige bringen. Außerdem versprechen, ja geloben wir eidlich, von Allem keine Sylbe zu äußern."

„Unsinn, Unsinn!" rief der Sohn, „sie würdens doch als Raub produziren, und, was die Eide betrifft, wozu nützen die? Die Leute schwören „so wahr mir Gott helfe! — Wer kümmert sich den heutzutage um Gott?— Für solchen Glauben haben wir zu viel Philosophie in Frankreich."

Mittlerweile hatte sich der Himmel überzogen, und in diesem Augenblicke erfolgte ein langer dumpfer Donnerschlag. Aber der Bösewicht fuhr hohnlachend fort: „Da, hört Ihrs! Vor Zeiten meinten die alten Weiber, es sey Gottes Gericht, das den Tod drohe, aber ich gehe meiner Wege, und scheere mich um all das Brummen nicht."

„Um Gotteswillen laßt ab," sagte Annette, „wir haben Euch ja nicht das Geringste zu leid gethan. Wir wollen gerne — —

„Wer ist da an der Thüre?" rief der Mann. Es wird geklopft."

„Weiter Niemand als Tim und Heinrich, und der andere Bursch," meinte die Alte, „ich schickte das Mädchen nach ihnen."

„Halt, halt, öffnet die Thüre nicht," rief der Sohn. „Laßt uns sicher gehen." Allein in diesem Augenblick warf Annette einen Blick nach dem Fenster, und ein lauter Freudenschrei entfloh ihren Lippen. Aller Augen nahmen dieselbe Richtung, ehe sich Jemand widersetzen konnte, waren die Scheiben eingeschlagen, ein Mann sprang herein, und Ernst von Nogent stand neben Annetten. Ein Diener folgte mit gezogenem Degen, und Ernst griff nach seiner eigenen Waffe, indem er fragte: „Theure Annette, was bedeutet das? — Wer sind diese Leute? — Woher diese Blässe?"

„Her mit der Armbrust," sagte der Sohn der Alten, die Hand ausstreckend gegen einen der hinter ihm stand, ohne ein Auge von Ernst und dessen Diener abzuwenden. „Nur keine Schwäche, sonst müssen wir alle baumeln. Die Armbrust her, sag' ich, was zögert Ihr?"

„Ich ließ sie unterm Baum," erwiederte der Andere, „ich meinte das Thier könnte entschlüpfen, wenn ich nicht eilte."

„Thor!" rief sein Gefährte. „Hol' sie, hol' sie, wenn dir dein Leben lieb."

Der Mann wandte sich der Thüre zu, aber Ernst rief: „Halt! oder Ihr stürzt Euch ins Verderben; bleibt ihr, so seyd Ihr geborgen, handelt Ihr gewaltsam, so ist sicherer Tod Euer Loos."

„Schaff' mir die Armbrust," rief der Erste wüthend,

oder ich stoße dir das Messer in den Leib. Willst du bleiben und solchem Geschwätz lauschen?"

Der Andere säumte noch immer, aber ein Dritter zunächst dem Eingang drehte den Schlüssel um, und warf die Thüre auf.

„Hört mich," rief Ernst, „hört mich, um euret-nicht meinetwillen, denn nichts kann Euch retten als schleunige Flucht. Schnell, die Treppe hinauf, theure Annette," fuhr er eilig, doch mit gedämpfter Stimme fort: „lassen Sie mich mit den Leuten zurecht kommen.

„Niemals," erwiederte sie in demselben Tone, „niemals, ich kann Sie in diesem Augenblick nicht verlassen."

„Hört mich," fuhr Ernst gegen die Männer gewandt, fort, „Ihr wähnt hier allein zu seyn."

„Das nicht,"rief der Sohn der Alten mit Grinsen, indem er, seitwärts schielend, zwei bekannte Gesichter an der offenen Thüre zum Vorschein kommen sah. „Ha! Tim, mein Bursche, bist du's? und hast gar eine Pistole mitgebracht? Recht so, recht so! Schnell her damit! Nun soll die Sache bald im Reinen seyn mit dem jungen Menschen da."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Er war mit seinem Ausrufe noch nicht zu Ende, als lauter Hörnerklang auf dem offenen Platze draußen erscholl, und nun erst gewahrte er die tödtliche Bläße

auf den Gesichtern der Ankommenden, und ihr auffallend verstörtes Wesen. Statt ihm die Pistole zu reichen, rief der Junge, Tim genannt: „Schnell auf und davon, du Narr! durch die Hinterthür in den Wald, oder wir sind alle gefangen. Der König und die ganze Jagd sind im Anzuge hinter dem Hirsche her, den du toll genug warst zu erlegen."

Bestürzung ergriff alle Anwesenden, und der Sohn der Alten war, dem Andern die Pistole entreißend, der Erste, der der Hinterthüre neben der Treppe zueilte. Aber Ernst vertrat ihm mit gezogenem Degen den Weg, und rief: „Nun ist's zu spät!"

Der Elende wandte sich ungestüm gegen Annetten, und als könnte er in des jungen Offiziers Seele lesen, zielte er augenblicklich nach ihr mit dem Rufe: „Nicht zu spät für das!"

Aber mit Einem Satze war Ernst über ihm und hielt ihn am Arm und der Kehle gefaßt. Es folgte ein kurzer heftiger Ringkampf, in dessen Verlauf die Pistole losgieng. Nach augenblicklichem Hin- und Herzerren, sah sich der Bösewicht zu Boden geworfen, und Ernst hielt ihn mit auf die Brust gesetztem Fuße darnieder. Die Andern kamen ihrem Führer nicht zu Hülfe, denn nichts ist selbstsüchtiger als Verruchtheit, vielmehr suchte Jeder, um seine Rettung besorgt, durch die Hinterthüre in den Wald zu entkommen. Aber allen gelang es nicht, denn noch hatte der Kampf keine halbe Minute gedauert, so strömte eine Schaar

Bedienter, Jäger, Leibwachen nebst einigen Offizieren und Herren aus dem Gefolge des Königs zur Thüre herein, und zwei von der Bande wurden nach leichtem Widerstande zur Haft gebracht.

Mittlerweile hatte Ernst über seinen Gegner vollständig gesiegt, und die Umstehenden sahen ihn mit fragenden Gesichtern an. Annettens Augen entdeckten zuerst, daß das Blut an seiner rechten Seite hinabfloß.

„Um Gotteswillen! Sie sind verwundet," rief sie herbeistürzend, und mit beiden Händen seinen Arm ergreifend. „Gewiß, Sie sind schwer verwundet."

Ernst erwiederte nichts, er strich sich die Locken aus dem Gesichte, und versuchte lächelnd eine Antwort. Nun aber fühlte er die Wunde, und daß, hätte der Kampf einen Augenblick länger gedauert, er unterliegen mußte. Ein Schwindel ergriff ihn, alles schwamm ihm vor den Augen herum, und indem er den Fuß von dem niedergeworfenen Gegner zurückzog, konnte er nur noch die Paar Worte hervorbringen: „Ergreift den Schurken, ergreift ihn! — Ach, theure Annette!"

Annette behielt seine Hand in der ihren, und suchte ihn aufrecht zu erhalten, während einer der Offiziere den Wankenden mit den Armen auffieng, und zum nächsten Stuhl führte. „Des Königs Leibarzt sitzt im Wagen draußen," sagte er zu Annetten. „Ruft ihn, eilt, ruft ihn," herrschte er einem der Gardisten zu; „berichtet Seiner Majestät, wir hätten hier ein hübsches Schurkennest ausgenommen, kaum noch zu rechter Zeit, fürcht' ich, um Mord zu verhüten."

Die andere Dame trat nun gleichfalls näher, und man schickte eilig nach Wasser, aber ehe es beigeschafft war, sank Ernst ohnmächtig nieder, und das Blut strömte fortwährend an seiner Seite herab. Ein Paar Minuten später traten zwei Herren ein, der Eine im reichen Jagdgewand, der Andere in schwarzer Kleidung, und augenblicklich war der Raum um den Verwundeten frei.

„Was soll das?" rief der Erste. „Es ist Herr von Nogent! doch nicht todt? Wie ist das zugegangen?"

„Ich weiß kaum, ob er todt ist, oder nicht, Sire," sagte einer der Offiziere, „aber es scheint, daß er, in Verhaftung eines der Schurken, die Euer Majestät Hirsch erlegten, verwundet ward. Die Pistole gieng los unmittelbar nach unserm Eintritt; Euer Majestät sehen, der Schurke hat sie noch in der Hand."

Der Eigner des Hauses hatte wirklich bis jetzt, wahrscheinlich unbewußt, die Waffe in der Hand behalten, nun aber warf er sie weg. Dieß machte jedoch das Factum nur um so gewisser, und der König befahl seiner Umgebung den Gefangenen abzuführen.

Annettens Herz härmte sich, wie kaum jemals zuvor, aber ihre Augen blieben trocken, und sie sagte leise zu dem Herrn im schwarzen Kleide, der sich als Wundarzt ankündigte: „Ach helfen Sie, mein Herr, wenn es nicht zu spät ist."

„Das ist nicht der Fall," erwiederte er freundlich, „er ist nicht todt, eine Ohnmacht, sonst nichts, Mademoiselle. Das schadet nichts, wir können um so leichter

das Blut stillen, und die Wunde untersuchen. Aber es wäre wohl am Besten, wenn sich die Damen entfernten, und den Herrn möchte ich dasselbe rathen, wenn Seine Majestät es gnädigst zu erlauben geruhen. Nur möcht' ich mir die Gegenwart zweier Herren erbitten, die mir in meinem Berufe ein wenig zu Handen giengen."

„Einverstanden," erwiederte der König, indem er einige Herren zur Verfügung des Wundarzts stellte. Dann fuhr er, zu Letzterem sich wendend, fort: „Ihr, mein Freund, bleibt hier bei dem Verwundeten mit einem Wagen, und ist Herr von Nogent zu sich gekommen, so bringt ihn an den Ort, den er zu benennen beliebt. Mittlerweile entfernen wir uns, und warten draußen, wenn der Donner nicht Regen mitgebracht. Sie erlauben mir, Mademoiselle, Sie hinauszuführen, wir haben einen Wagen zu Ihrer Verfügung, denn wie ich voraussetze, sehe ich die beiden Damen vor mir, denen die zerbrochene Postchaise gehört, die wir im Walde trafen."

Annette antwortete mit einer kalten Verbeugung, während ihre Begleiterin sagte: „So ist es, Sire."

Diese Worte gaben der Aufmerksamkeit des Königs eine ganz neue Richtung, und der Anblick der schönen Unbekannten schien größern Eindruck auf ihn zu machen, als Annette selbst.

„Seltsam," rief er, „wirklich seltsam! Wie, schöne Dame, seh ich recht oder unrecht? Wahrhaftig ein wohlbekanntes Gesicht aus früheren Tagen, wohl

das kälteste und grausamste am französischen Hofe — einer Dame zugehörig, die, während soviel Herzen um sie brachen, so manches Jahr in vestalischer Zurückgezogenheit verharrte."

„So manches Jahr, Sire," erwiederte die Dame, „daß das Eintags-Wunder des Bischens Schönheit gänzlich baar geworden, dessen Euer Majestät so schmeichelhaft gedenken. Ich kann Euer Majestät versichern," fügte sie mit schwachem Lächeln bei, „daß die Freierschaar mir nicht mehr sonderlich zur Last fällt, sie findet sich nun leicht in Vergessen und Entsagen. — Aber ich möchte Euer Majestät um die Gnade bitten, mich und diese Dame in einem der königlichen Wagen nach Chartres bringen zu lassen, wir waren dahin unterwegs, als uns der Unfall mit dem Wagen begegnete!"

„Darf ich um des Fräuleins Namen bitten," sagte der König, indem er die Damen ins Freie geleitete. „Darf ich eine Folgerung ziehen aus der Anwesenheit meines jungen Freundes, Ernst von Nogent, so möcht' ich vermuthen, das Fräulein von St. Morin, von der ich schon soviel gehört, vor mir zu haben."

„Herr von Nogent," erwiederte die Dame, sich ungern auf diesen Punkt einlassend, „war gar nicht bei uns, außer in den letzten fünf Minuten, Sire. An der Schenke vorbeikommend fand er uns von diesen Leuten angefallen, die uns berauben, vielleicht gar ermorden wollten, und als tapferer Edelmann eilte er

uns zu Hülfe. Sein Diener wird Ihnen nähere Auskunft geben können."

„Aber ist es das Fräulein von St. Morin oder nicht?" sagte der König, welcher sich von seinem Gegenstand nicht abbringen ließ.

„So heiß' ich, Sire," erwiederte Annette kalt, aber entschieden, und mehr mit Ernst von Nogent als ihrer eigenen Lage beschäftigt, senkte sie den Blick zu Boden und beobachtete ein tiefes Schweigen. Von dem Könige schien sie keine weitere Notiz zu nehmen, ja sie ließ nicht einmal jene Art von Verlegenheit über seine Gegenwart blicken, die sie gewiß unter andern Umständen empfunden, und die mehr als sonst was das Interesse und die Aufmerksamkeit des Königs angezogen haben würde.

All das behagte Ludwigen nicht sonderlich, auf jeden Fall aber beschloß er, sie mit oder wider ihren Willen nach Paris zu bringen. Demgemäß erwiederte er auf die Bitte der Unbekannten, die Reise nach Chartres fortsetzen zu dürfen: „ich fürchte, Mademoiselle, in dieser Beziehung Ihren Reiseplan ändern zu müssen. Der Prozeß dieser Leute wird unverzüglich eingeleitet, Sie und Fräulein von St. Morin müssen Zeugniß ablegen, und so muß ich Sie bitten, mit mir umzukehren. Das Fräulein werde ich sofort unter die Obhut des Herrn von Castelneau stellen, der, wie ich höre, ihr Vormund ist, und Sie mögen nach Belieben den Ort bezeichnen, wohin Sie gebracht zu werden wünschen."

Die Dame erwiederte sogleich mit entschiedener, würdevoller Miene, die ihren Eindruck selbst auf Ludwig nicht verfehlte: „Bei der absoluten Nothwendigkeit, Sire, das Fräulein nicht ohne geeignete weibliche Begleitung zu lassen, werde ich nicht von ihr weichen, bis ich sie sicher unter dem Schutze des Herrn von Castelneau weiß, dann begeb' ich mich in mein Hôtel nach Paris."

Der König biß sich in die Lippe, aber die Bemerkung der Dame war den Regeln der Hofetiquette und Schicklichkeit gemäß die er, freilich höchst folgewidrig, neben der vollendetsten Sittenlosigkeit und der abscheulichsten Entartung seiner eigenen Person und seiner Höflinge aufrecht zu erhalten suchte. Demgemäß erwiederte er mit einer Verbeugung: „So sey es, Madame, Sie haben vollkommen Recht," und einige in diesem Augenblicke fallende Tropfen benützend, brach er kurz ab mit den Worten: „es regnet, wir müssen einsteigen. Man bringe die Leute unverzüglich ins Châtelet nach Paris. Einige der Herren müssen ihre Plätze im Wagen den Damen abtreten, und sich zum Reiten entschließen. Antoine, Sie plaziren die Damen im zweiten Wagen. Die Jagd hat uns zu weit geführt, wir müssen uns ein Paar Stunden der Nacht anvertrauen, trotz des Sturms, der im Anzug ist."

Langsamen Schritts trat er an seinen Wagen, und stieg ein, während Annette und ihre schöne Gefährtin durch das Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen, die, Ludwig des XV. unzertrennliche Be-

gleitung auf allen seinen Jagdpartheieen, auf dem kleinen Raum vor dem Hause hielten, sich einen Weg bahnten zu dem ihnen bestimmten Fuhrwerke.

Den Verwundeten hatte der König inzwischen ganz und gar vergessen, nicht so Annette von St. Morin, die um Alles in der Welt das Innere nochmals zu betreten wünschte. Aber es war nun einmal rein unmöglich, und nur mit zitternder Stimme und glühender Wange gewann sie es über sich, dem Herrn, der sie begleitete, zuzuflüstern: „vor unserer Abreise möchte ich mich nach dem Befinden des Herrn von Nogent erkundigen."

Die Frage galt einem alten Manne, reichlich ausgestattet mit allen Manieren und Airs eines Hofs, mit dem unaufhörlichen Geschwengel des Leibs, mit der unermüdlich artigen Zungenfertigkeit, aber ohne das geringste Zartgefühl, das jene äußern Eigenschaften beleben soll. Auf Annettens Frage affectirte er eine Theilnahme, die er nicht fühlte, er versicherte sie aufs Artigste, der junge Mann befinde sich besser, obgleich er von Ernsts gegenwärtigem Zustande so wenig wußte als das Fräulein.

Mit jenem dem weiblichen Geschlechte eigenen Scharfsinn errieth die andere Dame was in Annettens Busen vorgieng, mehr als diese sich einfallen ließ, und augenblicklich äußerte sie in demselben leichten höfischen Tone, dessen sich Herr Antoine bedient: „wir möchten gern ganz bestimmte Auskunft haben. Der junge Mann ist in unsrer Vertheidigung schwer verwundet worden, Herr Antoine ist bekanntermaßen zu

galant und artig, um zweien Damen etwas abschlagen zu können. Dürften wir ihn wohl nicht um die Gefälligkeit bitten, sich ins Haus zu bemühen, und uns den Bericht des Wundarzts zu überbringen?"

Ein neuer tiefer Scharwenzel des Herrn Antoine, mit dem vorigen Süßwassergesichte und einem Katzenbuckel bis über die Ohren folgte, dann aber ein ominöses Deuten auf den königlichen Wagen, und da Herr Antoine niemals über sich gewinnen konnte, sich mit unangenehmen Dingen zu befassen, gab er schließlich die lakonische Antwort: „Aber der König, Madame, der König! Unmöglich, wir dürfen die Majestät nicht aufhalten."

„So gehe ich!" sagte ein junger Herr in der Nähe, in dessen Brust, mochte sie auch den Keim manches Lasters enthalten, Jugend noch immer einen Rest wohlwollender, großmüthiger Gefühle lebendig erhalten. „Ich gehe, Madame! und hole Sie im Augenblick ein, wenn Sie so lange nicht warten können."

Wirklich war Verzug nicht länger möglich, und Annette stieg mit schwerem Herzen ein. Ihre schöne Begleiterin folgte, und flüsterte ihr einige Trostworte zu, Herr Antoine und ein andrer alter Höfling nahmen die beiden Rücksitze ein, und die Wagenreihe setzte sich in Bewegung. Jeder Augenblick dünkte Annetten eine Ewigkeit, während in Wirklichkeit der junge Herr sehr bald an den Schlag sprengte, und, den Kopf hereinstreckend, mit theilnehmendem Tone Bericht erstattete.

„Mit Herr von Nogent geht es besser," sagte er, „die Kugel ist ausgezogen und das Blut gestillt."

„Ich sagte es Ihnen ja, mein Fräulein," bemerkte Herr Antoine, als hätte sich Annette bei seinem nichtssagenden Geschwäz beruhigen sollen. „Ich sagte es Ihnen schon vorhin, aber Sie wollten mir nicht glauben."

Die beiden Herren wendeten sich hiebei an Annetten, und nicht an die Andere, denn sie hatten auf den ersten Blick weg, daß Jener Theilnahme tiefer gehe. Die gute Nachricht diente dem armen Kinde zu solcher Erleichterung, daß sie ihr Gefühl kaum zu verbergen bemüht war. Zwar hielt sie ihre Thränen zurück bis zu gänzlichem Verschwinden der Sonne, was bald nachher erfolgte, und doch fühlte sie die größte Neigung zu weinen von dem Augenblicke an, wo der Bericht des jungen Offiziers sie mit neuer Hoffnung erfüllte. In der Dunkelheit ließ sie den stillen Tropfen, den Kindern der manchfachsten Gefühle, freien Lauf, und fühlte sich dadurch erleichtert und getröstet. Niemand entdeckte ihre Thränen, nur merkten die beiden Höflinge, daß sie ernst und traurig war, und suchten sie und ihre Begleiterin durch leeres Geschwäz zu zerstreuen. Bald erkannten sie das Nutzlose ihrer Bemühungen, und Monsieur Antoine, dem seine eigene Bequemlichkeit über alles gieng, überließ sich einem ruhigen Schläfchen, während der andere mit seiner, in keiner Weise bezähmbaren Zunge, bis ans Ende der Reise fortklatschte, ohne daß irgend Jemand darauf Acht gab.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kurz vor zehn Uhr hielten die königlichen Wagen vor des Königs Privateingang im Schlosse zu Versailles. Sobald der Monarch aus dem Wagen gehoben war, flog der Schlag an dem Fuhrwerke der Damen auf und die beiden Herren stiegen aus und boten ihren Schutzbefohlenen die Hand.

Annette wußte nicht, wo sie war, aber aus instinktmäßiger Abneigung vor dem Hofe Ludwigs XV. schmiegte sie sich an ihre Gefährtin und flüsterte dieser zu: „ich bitte, verlassen Sie mich nicht."

„Eher das Leben," versetzte die andere gleich leise, „ich weiß wirklich nicht, ob es nöthig ist überhaupt auszusteigen. Es war der Wille Seiner Majestät uns ins Hotel des Grafen Castelneau bringen zu lassen, fuhr sie laut fort, „vielleicht ist uns vergönnt augenblicklich dahin abzugehen."

„Der König erwartet Sie, Madame, im ersten Salon," sagte ein Herr, der aus dem Palaste kam, und jeden weitern Widerstand als unnützlich erkennend, schritt die Dame voraus und Annette folgte. Die beiden Höflinge geleiteten sie grinsend vorwärts und im zweiten Gemach der langen Zimmerreihe, die der Monarch bewohnte, einem reich beleuchteten Saal, fanden sie Ludwigen, umgeben von einem großen Gefolge Herren und Höflinge, die auf einen Wink des Königs zurücktraten, um den Damen Platz zu machen. Für

Annettens Augen war der abgezehrte, matte Ausdruck des königlichen Gesichts eine geisterhafte widrige Erscheinung. Auch hatten die Fatiguen der Jagd und der lange, bestaubende Ritt, ehe er sich in den Wagen gesetzt, das Unangenehme in des Königs Aeußerem nichts weniger als vermindert.

Annette ihrerseits war sehr blaß, eine Folge der innern Aufregung, der Ermattung und Furcht. Sie stak in einem Reisekleide, das seit dem Unfalle mit der Postchaise ziemlich beschmutzt und in Unordnung gerathen war, überdieß waren die Spuren der Thränen auf ihren Wangen noch nicht verwischt, so daß sich Alles vereinte, ihre natürliche Schönheit möglichst in Schatten zu stellen.

Ludwig betrachtete sie mit nicht geringer Verwunderung, seine Lippe verzog sich zum äußersten Winkel und er warf den Umstehenden bedeutsame Blicke zu. Aber im Zustande der Leidenschaftlosigkeit konnte der König wenigstens die Manieren eines feinen Mannes nachahmen, obwohl sein Benehmen immer etwas Eisiges, Zurückstoßendes hatte. Es lag dieses in seinem Charakter, wie er denn in seinem ganzen Leben nie eine aufrichtige Neigung gefühlt haben soll.

„Ich habe Sie herauf bemüht, meine Damen," sagte er, „zu erfahren, ob ich Ihnen in irgend einer Weise zu Handen geben kann, oder ob Sie nicht vor Wiederaufnahme Ihrer Route einige Erfrischungen zu sich nehmen wollen."

Annette gönnte ihrer Begleiterin das Wort, und

sah kalt und nachdenklich zu Boden. Die Andere erwiederte in gebührender Anerkennung der königlichen Gnade: „Der einzige Beistand, womit uns Euer Majestät gnädigst bedenken mag, wäre, uns in unserem bisherigen Wagen unser heutiges Tagsziel erreichen zu lassen. Da uns Ruhe noch mehr vonnöthen als Erfrischung, wünschten wir uns zurück zu ziehen, sobald Ihre königliche Huld es uns gestattet."

„Ich habe bereits Befehl gegeben für frische Pferde um Sie nach Paris zu bringen, Mademoiselle," versetzte der König. „Herrn von Castelneaus Wohnung liegt am andern Ende von Versailles — so groß ist seine Abscheu vor dem Hofe — Sie können die schöne Dame im Vorbeifahren daselbst absetzen. Ich denke der Wagen ist nun bereit."

Die Dame hatte keine Lust das Gespräch fortzusetzen, vielmehr verließ sie nach einer tiefen Verbeugung mit Annetten den Saal. Sie mochten kaum das Vorzimmer hinter sich haben, als der König, mit spöttischem Gesicht sich zu den Anwesenden wendend, sagte: „Was halten Sie, meine Herren, von dieser wundersamen Schönheit, die so manchen Kopf in Quercy verrückt hat. Das müssen wirklich entzündbare Leute seyn, die so leicht Feuer fangen."

Natürlich folgte ein schallendes Gelächter, und bei dieser klar ausgesprochenen Ansicht beeilte sich Jeder über Annettens Schönheit den Stab zu brechen. Der Eine erklärte sie geradezu für häßlich, ein Anderer meinte, sie sei weiß wie Packleinwand, ein Dritter

tadelte die rothen Augen, ein Vierter das ungraziöse Wesen, ein Fünfter stritt ihrem Wuchse gar Symmetrie ab, und ein Sechster hatte keine Spur von Leben gesehen. An schlechten Späßen fehlte es nicht, so wenig als an rohen verruchten Aeußerungen, und als der König, all das mit eisiger Kälte anhörend, seinen in Apathie versunkenen Geist mit den abscheulichen Zoten gehörig gesättigt, gab er den Höflingen ein Zeichen, daß er allein zu sein wünsche, und winkte dem Kammerdiener Lebel zu sich ins Kabinet.

„Nun, Lebel," sagte der Monarch, als die Thüre hinter ihnen zu war, „was sagst denn du zu dem Wunder von Vollkommenheit, dessen Beischaffung nach Versailles uns so viele Mühe gemacht?"

„Daß sie sicherlich all dieser Mühe nicht werth," war die Antwort.

„Ja wahrhaftig, sie ist häßlich!" sagte der König.

Seltsamerweise war das einer der Punkte, wobei der Kammerdiener der Wahrheit die Ehre zu geben für Gewissenssache hielt.

„Das gerade nicht, Sire," erwiederte er, „wenn Euer Majestät zu Gnaden halten, sie ist ziemlich hübsch. Aber kalt ist sie wie ein Stück Diamant! Eine wahre Statue von Eis!"

„So mag sie mit deinem gnädigen Dafürhalten," versetzte der König lächelnd, „meinetwegen hübsch seyn. Ich wünsche nie mehr ihr Gesicht zu sehen."

„O! besonderes ist gerade nichts an ihr," antwortete Lebel, „und wäre sie so glühend wie der erste

August. In keiner Weise hält sie die Vergleichung mit der L'Ange aus, sie ist nicht werth ihr die Schuhriemen aufzulösen."

„Ei, nebenbei," rief der König, „ich hatte vergessen, was du mir sagtest; erinnere mich morgen daran."

„Und mittlerweile denk' ich," sagte Lebel, „liegt Euer Majestät nichts daran, wie bald das Fräulein St. Morin den Hof verläßt?"

„Gewiß nicht!" war die Antwort des Königs, „aber was gilt das dir, Lebel? was hast du damit zu schaffen?"

„Wenn Euer Majestät zu Gnaden halten," erwiederte der Kammerdiener, „ich sehe wohl, Herr von Choiseul hält den ganzen Handel zu Michy für mein Machwerk, und schreibt es mir übel an, weil sein Neffe in das Fräulein verliebt ist. Freilich kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, Herr von Choiseul thäte besser sich in die Angelegenheiten Euer Majestät nicht zu mischen.'

„Das möchte allerdings gut seyn," erwiederte der Monarch mit einem eiskalten Lächeln, „besonders wenn du gleichfalls dabei betheiligt bist. Aber gleichwohl ist Herr von Choiseul ein zu gewichtiger Mann, um mit ihm zu brechen, gält' es sogar einen Kammerdiener."

„O, das sei fern von mir, Sire," versetzte Lebel, „von so etwas auch nur zu träumen, oder Herrn von Choiseul irgend etwas Böses zu wünschen. Gewiß ist

er der größten Minister einer, die jemals eine Rolle spielten, ich meinte nur ob Euer Majestät mir nicht gestatten wollten, Herrn von Choiseul zu benachrichtigen, daß der Abreise des Grafen von Castelneau und seiner Familie nichts im Wege stehe. Das würde seinen Unwillen gegen mich beschwichtigen, und mich wieder bei ihm in Gunst setzen."

„Er soll dir nichts zu Leide thun," meinte der König, „im Uebrigen handle nach Belieben. Ich kümmere mich nicht um des Grafen Bleiben, nun das Mädchen wider seinen Willen nach Versailles gebracht worden."

„Ich bin Euer Majestät zu tiefstem Dank verpflichtet," erwiederte der Kammerdiener, „es mag mir bei dem Herzoge sehr zu Statten kommen."

„Du willst doch nicht gar im Finanzfach unterkommen," versetzte der König. „Aber komm, ich muß zu Bett, ich bin müde. Bestelle ein paar Tassen Kaffee, und ruf einem der Pagen mich in Schlaf zu lesen."

„Wird Kaffee Euer Majestät nicht zu sehr erhitzen?" sagte Lebel, „Chocolade wäre nahrhafter."

„Gut, laß es Chocolade seyn," sagte Ludwig.

Lebel war wirklich mit dem Grafen Jean du Barry und der infamen Mademoiselle L'Ange in ein förmliches Verständniß getreten, letztere zur Stelle einer königlichen Concubine zu befördern. Wie gewandt er sich dabei benahm, wie er namentlich jede andere, deren Vorzüge ihm einen Strich durch die Rechnung machen konnten, zu beseitigen wußte, geht

aus dem angeführten Gespräche hervor, das zugleich zum Belege dient, wie Könige gemißbraucht und getäuscht werden. Inzwischen fuhren Annette und ihre schöne Begleitung der Wohnung des Grafen Castelneau zu, und auf dem Wege entspann sich folgende kurze aber lebhafte Unterhaltung zwischen ihnen:

„Liebste Annette,“ sagte die ältere, „aus Gründen, die du eines Tags erfahren sollst, wünscht' ich, daß du deinem gütigen Vormund möglichst wenig von mir erzähltest. Namentlich sag' ihm nichts von unserer Reiseroute seit der Abfahrt von Michy, wenn es anders nicht absolut nothwendig.“

Annettens Erstaunen gab sich in ihren Bewegungen kund. „Ach, theuerste Frau,“ rief sie, „Sie werden mich doch nicht zur Zurückhaltung verpflichten wollen einem Manne gegenüber, der mir stets mehr als Vater gewesen?“

„Gerade, weil er sich deiner väterlich angenommen, Annette,“ erwiederte die andere etwas traurig, „möcht' ich dir Vorsicht anempfehlen in deinen Reden. Es möchte gleich gerathen sein für ihn und für dich, wenn er die Nachfrage nicht zu weit triebe. Dennoch verlange ich nicht von dir, daß du ihm irgend Etwas verschweigen sollst, bewahre der Himmel, daß ich dich der edlen Offenheit untreu machte, in der er dich erzogen. Nur das möcht' ich sagen, je weniger Herr von Castelneau von mir und meinen Zuständen und auch von deinen eigenen Begegnissen in letzter Zeit er-

fährt, um so besser für uns alle, wenigstens so lange, bis sich mit diesem Hofe und Lande eine Aenderung zugetragen. Nun handle, wie dir gut dünkt."

„Ich habe so wenig mitzutheilen," versetzte Annette nach augenblicklichem Besinnen, „daß ich unmöglich Unheil stiften kann. Ich kenne Sie, theuerste Frau, unter keinem andern Namen als Mademoiselle Louise. Bezüglich unserer Reise haften nur noch zwei Dorfnamen in meinem Gedächtnisse, Meulan und Houdan. Höchstens weiß ich noch, daß wir nach Chartres wollten, als unser Reiseplan zu Wasser wurde."

„Das kann allerdings nur wenig schaden, liebes Kind," erwiederte die Dame. „Und nun Annette, lebe wohl! Gedenke mein! behalte mich lieb! ich hoffe deine Liebe verdient zu haben."

„O, das will ich immer, gewiß will ich das," rief Annette, sie mit den Armen umschlingend, „gewiß will ich Sie immer treu und aufrichtig lieben. Zwar wußt' ich es nicht zu erklären, aber vom ersten Blick fühlt' ich, daß ich Niemand lieben könnte wie Sie."

Die Dame lächelte, ohne daß es Annette bemerkte, und erwiederte: „die Zeit mag kommen, liebe Annette, wo ein anderer Gegenstand dein Herz mehr beschäftigen wird. Aber wir sind da, und ich muß dir Lebewohl sagen."

Sie hatte kaum ausgeredet, als der Wagen in einen Hofraum einlenkte, und Annette fragte hastig: „Werde ich nichts von Ihnen hören?"

„O ja," war die Antwort, „o ja, ich selbst könnte sonst nicht länger leben."

„Aber wie find' ich die arme Donnine und die andern Diener?" sagte Annette.

„Dafür sorg' ich," erwiederte die Dame, „und nun lebe wohl, süßes Kind, lebe wohl!"

Mittlerweile ertönte die Glocke und Diener mit Lichtern eilten heraus, mit nicht geringer Verwunderung einen königlichen Wagen gewahrend. Als aber der Schlag sich öffnete und Annette nach der letzten Umarmung dem Wagen entstieg, konnte das Erstaunen und die Freude der Dienerschaft beim Anblick der wohlbekannten, vielgeliebten Züge keine Grenzen. Sie drängten sich um sie, küßten ihr die Hand, hießen sie willkommen, und einer eilte voraus zum Grafen mit dem Rufe: „Sie ist da, gnädiger Herr, sie ist da."

Der Graf fragte nicht wer? sein Herz sagte ihm alles, und eine Minute später lag Annette in seinen Armen.

„Mein liebes, liebes Kind," rief er, „meine einzige theure Annette!" und er küßte sie mit einer Zärtlichkeit und Wärme, der er sich längere Zeit vor seinem Abgange von Castelneau enthalten. Aber in diesem Augenblicke der Freude und Dankbarkeit für ihre Rettung war jede bessere Regung in ihm lebendig, und er fühlte für Annetten mehr als je wie ein Vater. Seinem Geiste schwebte kein ander Bild, keine andere irdische Erinnerung vor, als daß das theure Kind, der vielgeliebte Zögling, der Liebling seines Herzens

von ihrer ersten Kindheit an nach vielen Gefahren und einer langen Trennung wieder bei ihm war. Vor solchen Gefühlen schwand selbst die Miene des kalten Stoicismus, die er sich seit vielen Jahren angewöhnt, wie der Schnee vor der Sonne. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und er betrachtete fortwährend das schöne Gesicht, als könnte er sich nicht satt an ihm sehen.

„Du siehst bleich, meine Annette," sagte er endlich, „bist erschöpft und hast geweint. Sag' mir ach! sage mir, ob du wirklich in Sicherheit bist und wohl und glücklich?"

„Ja gewiß!" rief sie mit ihrem gewöhnlichen Lächeln, „ich bin ganz wohl, nur etwas müde, und in Sicherheit und glücklich, weil ich bei Ihnen bin. Aber besorgt bin ich, das muß ich gestehen, um einen Herrn, der für meine Rettung sein Leben gewagt, und dabei schwer verwundet worden ist."

„Und wie heißt er? wie heißt er?" fragte der Graf. „Ich werde ihm immer dankbar seyn."

„Der Sohn des Baron Nogent," erwiederte Annette.

Der Graf schlug die Augen nieder und versank in tiefes Nachdenken. „Verhängniß" — murmelte er zuletzt — „gewiß gibt es etwas dergleichen. Schon gut, liebe Annette," fuhr er die Wolke verjagend, fort, „heute Abend sollst du mir nichts mehr davon erzählen, du bist erschöpft, das sehe ich den lieben Augen und der blassen Wange an, vor allem mußt du dich erfrischen und dann der Ruhe genießen. So lange will

ich meiner Neugier und Ungeduld Herr werden, aber morgen steh' ich früh auf um Alles zu erfahren, und da ein schneller Entschluß nöthig seyn könnte, so setze ich Alles in Bereitschaft, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn."

Diesem Entschlusse zum Trotz wurde, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, diesen Abend noch Mancherlei verhandelt. Allerdings war Annettens Erzählung ziemlich abgebrochen, indem sie dazwischen einige Erfrischungen zu sich nahm, deren sie wirklich sehr bedurfte. Aber gieng auch ihren Mittheilungen Form und Ordnung ab, so war doch am andern Morgen wenig mehr beizufügen. Daß sie den König gesehen und von ihm nach Versailles gebracht worden, war dem Grafen sehr unangenehm. Die Intervention der Dame, die Annetten aus Michy befreit, gab ihm gleichfalls Stoff zu ernstlichem Nachdenken. Ganz verschieden davon war der Eindruck den Ernsts Theilnahme an der Sache auf ihn machte, obwohl nicht weniger lebhaft. Mehrere Stunden, nachdem sich Annette zur Ruhe begeben, verweilte der Graf noch in dem Salon, bald, das Haupt mit der Hand gestützt, unbeweglich vor sich hinstarrend, bald langsamen unregelmäßigen Schritts auf und abgehend, aber stets mit der immer und immer wiederkehrenden Frage beschäftigt: „Was nun zunächst?"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Den andern Morgen um sechs Uhr erwachte Annette von einem sanften erfrischenden Schlummer mit einer Empfindung, die man auf eine solche Nacht nicht erwarten durfte. Es war eine bange Empfindung, voll vager unbestimmter Besorgnisse bezüglich irgend eines schrecklichen Ereignisses. Sie fuhr auf, sah wild um sich, und es vergieng einige Zeit, ehe sie sich erinnerte, wo sie war und was letztlich mit ihr vorgegangen. Zwar fühlte sie sich von der Reise noch etwas ermüdet, aber der Anblick des unbekannten Gemachs, in dem sie sich befand, und die drückenden Erinnerungen der letzten Tage kamen einem zweiten Schlummer zuvor, und bald nachher stand sie auf und gieng an ihre Toilette.

Aber kaum hatte sie damit begonnen, als der Lärm hin und wieder eilender Fußtritte ihre Aufmerksamkeit rege machte, und ein paar Minuten später ward an ihre Zimmerthür geklopft. Es war ein Diener, der, ein Bild des Schreckens im Gesichte, sie benachrichtigte, wie man so eben den Grafen, noch immer auf seinem Stuhl im Salon sitzend, gefunden in der bedenklichen Bewußtlosigkeit, wie sie sich bei ihm vor einiger Zeit in Castelneau geäußert.

Annette eilte hinab, und kam gerade dazu, wie der Graf unter der Pflege und Sorgfalt des treuen alten Dieners, den er von Quercy mitgebracht, wie-

der zur Besinnung kam. Wenige Minuten darauf trat der Leibarzt ein, derselbe der ihn seit seinem ersten Anfall behandelt, und verordnete, nicht minder entschlossen und umsichtig, die geeigneten Mittel, welche ihm in Bälde die Sprache wieder gaben.

Zunächst befahl der Arzt, den Grafen unverweilt zu Bett zu bringen, aber dieser verneinte mit der Hand und brachte endlich mit schwacher Stimme hervor: „Alles umsonst, lieber Freund, ich muß unverzüglich nach Castelneau zurück.“

Er sprach in festem, entschiedenem Tone und der Chirurg, wohl bekannt mit den mancherlei Bekümmernissen, die in der letzten Zeit über ihn gekommen, sah ihm besorgt und forschend ins Gesicht und las darin eine nicht leicht zu erschütternde Entschlossenheit.

„Theuerster Herr,“ begann er leise, „ich kann Ihre Beweggründe begreifen, beharren Sie aber auf augenblicklicher Abreise, so mag Ihr Leben das Opfer seyn. Geben Sie mir nur fünf Stunden, und ich hoffe es in diesem Zeitraume so weit zu bringen, daß Sie ziemlich sicher die Reise antreten können. Reisen Sie augenblicklich ab, so ist der Tod unvermeidlich, und Fräulein von St. Morin bleibt ohne allen Schutz.“

„Den Schutz des Allmächtigen ausgenommen,“ sagte der Graf. „In fünf Stunden, lieber Freund, könnte alles zu spät seyn. — Wie viel Uhr haben wir?“

„Noch nicht sieben,“ war die Antwort, „der König steht selten, wenn je, vor zwölf auf, und während wir nach Kräften um Ihre Gesundheit besorgt sind,

mag alles zur Reise hergerichtet werden. Bedenken Sie, gnädiger Herr, augenblickliche Abreise ist nun einmal ganz unmöglich."

„So mag es seyn," sagte der Graf mit schwacher Stimme, „so mag es wirklich seyn," denn die Anstrengung im Sprechen hatte das Bischen wieder gewonnene Kraft fast ganz erschöpft.

Man trug ihn auf sein Zimmer, und legte ihn angekleidet aufs Bett, da er es nicht anders haben wollte, und der Wundarzt, wohl bekannt mit seiner an Eigensinn grenzenden Hartnäckigkeit, wendete alle Mittel an, seine Körperkräfte, wärs auch nur auf künstliche Weise, in die Höhe zu schrauben. Binnen vier Stunden zeigte sich eine merkliche Besserung, und der Graf entsendete Annetten, die Reisevorbereitungen zu beeilen. Aber kaum hatte sie den Salon erreicht, und wechselte gerade an der Thüre einige Worte mit einem Diener, als ein anderer, hastig eintretend, den Herzog von Choiseul meldete.

Annette erblaßte, denn sie wußte nichts weiter von diesem Manne, als daß er des Königs erster Minister war, und in Frankreich für allmächtig galt. Die Wagen, das wußte sie, standen im Hofe und die Dienerschaft war emsig mit Aufpacken beschäftigt. Zugleich aber hatte sie aus einigen abgebrochenen Aeußerungen so viel aufgefangen, daß dem Grafen verboten war den Hof zu verlassen, ohne daß von der Zurücknahme des Verbots etwas verlautet hätte. Deßhalb setzte sie die erwähnte Anmeldung in nicht geringe Angst, aber

zu weiterem Nachdenken hatte sie keine Zeit, denn mit der gewöhnlichen Hast in allen seinen Bewegungen folgte der Herzog dem Diener auf der Ferse, und kaum war sein Name genannt, so stand er in Person vor dem Fräulein.

Er redete sie nicht allein mit hofgerechter Grazie, sondern äußerst gütig und zärtlich an, was ihr zu nicht geringer Beruhigung gereichte. Gleich einem alten Freunde erlaubte er sich ihre Hand zu ergreifen, und sie mit achtungsvollem Anstand an seine Lippen zu bringen.

„Ich sehe im Hofe unten bepackte Wagen," sagte er nach einigen einleitenden Complimenten, „darf ich fragen, deuten sie Ihre oder des Grafen Abreise an?"

Annette schwieg eine Weile, aber nicht, weil sie sich auf eine ausweichende Antwort besann, obgleich ihr die Worte des Herzogs die Hand dazu boten. Allerdings motivirte eine gewisse Abneigung zu antworten diese Pause, als sie aber den Mund öffnete, geschah es um die einfache lautere Wahrheit zu sagen.

„Unser Beider Abreise," erwiederte sie, mit ängstlich fragendem Blicke, als fürchtete sie Erstaunen und Entrüstung auf dem Gesichte des Ministers gewahr zu werden.

Der Herzog aber lächelte mit einem Kopfschütteln, und sagte: „man ist mir zuvor gekommen! ich denke der Graf hat diesen Morgen Botschaft bekommen vom Hofe, nicht so?"

„Nein, gnädiger Herr," erwiederte Annette, „es ist ihm keinerlei Botschaft zugekommen. Herr von

Castelneau befand sich diesen Morgen sehr unwohl, daß ich äußerst besorgt ward, und er hat sich nieder gelegt, um sich für die Reise etwas zu erholen. Uebrigens kann ich ihm jede Mittheilung hinterbringen, die Sie zu machen belieben."

„Seltsam," sagte der Herzog, nachdenklich; „darf ich aber die Wahrheit gestehen, Mademoiselle, so bedien' ich mich zu unangenehmen Nachrichten stets eines Boten, ist dagegen die Botschaft erfreulicher Natur, so überbring' ich sie nach Umständen selbst. Da ich den Widerwillen des Grafen, an diesem Hofe zu verweilen, so wie seine noch entschiedenere Abneigung Sie hier zu sehen, kannte, so dacht' ich die königliche Erlaubniß zur Rückkehr nach Castelneau müßte ihm sehr angenehm seyn. Sobald ich daher Kunde davon erlangte, eilte ich hieher, sie ihm in Person zu überbringen."

Der Ausdruck der Freude spiegelte sich in Annettens Zügen, und sie rief: „Erlauben Sie mir ihm unverzüglich diese Nachricht mitzutheilen; sie macht ihn glücklich, das weiß ich. Er war entschlossen, auf jeden Fall abzureisen und als Sie mich wegen der Wägen fragten — so — so —"

„Fürchteten Sie Unheil zu stiften," fiel der Herzog ein, „und waren doch zu redlich eine Täuschung zu versuchen! — Mein theures Fräulein, Sie sind Beides, der schlechteste und beste Politiker von der Welt."

Annette erröthete über dieses Lob, das aus solchem Munde keinen geringen Werth hatte, und der Herzog

fuhr fort: „Gehen Sie zum Grafen, Fräulein von St. Morin, bringen Sie ihm mit der Botschaft von des Königs Erlaubniß meine besten Wünsche dar und sagen ihm, ich hätte mich nicht bei ihm eindrängen wollen, da er sich nicht wohl befinde und überdieß seine Abreise beeile. Ich denke, ich muß zur Feder greifen, obgleich ich ein minutenlanges tête-a-tête vorgezogen hätte. Sie kommen aber zu mir zurück, Fräulein, denn ich kann mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft auf die wenige Zeit, die mir die unerfreulichen Kabinetsgeschäfte vergönnen, nicht versagen."

Annette erwiederte das Compliment mit graziöser Verbeugung, aber dießmal erröthete sie nicht, denn seine letzten Worte schienen ihr nichts weiter als eine höfliche Redensart. Sie entfernte sich, ihrem Pflegevater die Botschaft zu überbringen.

Als sich der Herzog allein sah, ging er mit lebhaften, großen Schritten zwei bis dreimal das Zimmer auf und ab, dann murmelte er, als wäre er zu einem wichtigen Schlusse gekommen: „Wahrhaftig, sie ist schön und reizend, und auch gut, mich wundert nicht, daß sich der Junge in sie vergaffte. — Gut," fuhr er fort, „es läßt sich hören, wenn sie Geld hat, wie das Gerücht geht, denn der Himmel weiß, ich habe ihnen keinen Reichthum zu geben, und das Haus Nogent bedarf gar sehr einer tüchtigen Finanz-Rekrutirung. Es wäre nichts Schlechtes darum, wenn die Sache sonst keinen Haken hat, aber seltsam, ich kann mich des Namens nicht entsinnen."

Er versank in das frühere Sinnen, und nahm seinen vorigen Spaziergang wieder auf, was aber auch das Ergebniß seines Nachdenkens seyn mochte, dießmal ließ er nichts davon verlauten, vielmehr beharrte er in seinem Schweigen bis zu Annettens Rückkunft. Bei ihrem Eintritt näherte er sich ihr gütig und sagte: „Nun! mein theures Fräulein, was sagt der Graf?"

„Er dankt Ihnen innigst, gnädiger Herr," erwiederte sie, „im Uebrigen muß ich seine Antwort in seinen eigenen Worten geben. Er sagt, da der König ihm huldvollst erlaubt sich zu entfernen, so wolle er etwas länger bleiben."

„Während er umgekehrt," unterbrach sie der Herzog, „um so eiliger von dannen gezogen wäre, wenn der König ihm keine Erlaubniß gegeben. Es scheint ein verrätherisches Paradoxon, meine schöne Freundin, und doch verstehe ich es besser, als Sie."

„Aber er fügte eine Bedingung bei," sagte Annette, „und zwar folgende: er wolle länger bleiben, meinte er, da es der Arzt für unumgänglich halte, wenn Sie es gütigst über sich nehmen daß ihm die Erlaubniß nicht wieder entzogen werde."

„Ich glaube, dafür stehen zu können," versetzte der Herzog; „in diesem Fall aber" setzte er, ihre Hand ergreifend, hinzu, „muß ich Sie von unsrem heitern Hofe ausschließen."

„Gewiß, gnädiger Herr," erwiederte Annette, „hab' ich nicht den leisesten Wunsch am Hofleben Theil zu

nehmen, und ich halte es für ein Vorrecht wegzubleiben. Der Hof kann mir nicht weniger geneigt seyn als ich ihm."

„Nein," antwortete der Herzog, „aus Furcht, er möchte Ihnen zu geneigt werden, möcht' ich Sie von ihm ferne halten."

„Vielleicht gar aus Furcht, ich möchte ihm zu geneigt werden?" fragte Annette heiter lächelnd.

„Das nicht," antwortete der Herzog ernst — „Nein, mein theures Fräulein, das fürcht' ich in keinem Fall, aber Sie müssen bedenken, ich verstehe mich auf all das aus langer Uebung und ziemlich trauriger Erfahrung, und ich denke, bei öfterem Erscheinen, oder wärs auch nur einmal, möchten Sie besser gewürdigt werden als letzte Nacht, und zum Bleiben genöthigt seyn während Sie sich entfernen möchten; ich weiß nicht, werde ich völlig verstanden?"

Annette sah ernst zu Boden, und beobachtete ein gedankenvolles Schweigen. Endlich sagte sie: „Vielleicht verstehe ich Sie nicht ganz, gnädiger Herr, und das mag für mich das Beste seyn. Genug, daß ich, in der Hauptsache mit Ihnen einverstanden, nicht die geringste Neigung in mir verspüre, meinen Fuß je wieder über die Schwelle des Palastes zu bringen."

„Ich bin vollkommen überzeugt, theures Fräulein," versetzte der Herzog, „daß die beiden Personen, denen eine solche Erklärung am Aufrichtigsten von Herzen geben mag, sich in diesem Zimmer befinden."

„Sie vergessen einen Dritten, gnädiger Herr,"

meinte Annette; „mit meinem Pflegevater hat es sicher dieselbe Bewandtniß.“

„Wahr,“ antwortete der Minister, „wahr, er hat durch seine fast zwanzigjährige Abwesenheit bewiesen, worüber wir uns alle nicht genug wundern konnten. Denn freilich gab es eine Zeit, wo Niemand dem Hofe, dem Gedränge, der Stadt ergebener war als er. Wie ich hörte, machte er alle Genüsse mit, obwohl in einem philosophischen Geiste. Dann gab er alles plötzlich auf, und versenkte sich in die ländliche Einsamkeit.“

„Er muß immer Freude am Landleben gehabt haben,“ sagte Annette, „und ich, gnädiger Herr, bin dermaßen in demselben Geschmacke aufgewachsen, daß ich, bei meinem geringen Anspruch auf den Titel eines Philosophen, in der Beobachtung der Charaktere meiner Nebenmenschen für den Genuß der ländlichen Vergnügungen niemals volle Entschuldigung finden würde.“

Der Herzog erwiederte lachend: „ich bedaure in diesem Punkt von Ihnen abzuweichen, ich bin ein Freund des Landlebens, und erfreue mich seiner Genüsse, aber ich liebe auch die Gesellschaft. Häufiger fortgesetzter Verkehr mit den intellektuellen Bestandtheilen der Natur ist nun einmal meine Leidenschaft. Sie bieten mir eine ganz besondere Art von Landschaften, ich erblicke Berg und Thal im Geiste des einen Individuums, schöne Auen und friedliche Erholungsplätze im Geiste des andern, Gießbäche und Wasserfälle in der Beredsamkeit eines großen Predigers oder Staats-

manns, sanftgleitende Bäche und schimmernde, glitzernde Bächlein im Gespräche einer schönen Dame, oder in der Tafelunterhaltung eines Schöngeistes. Das möcht' ich Stadtlandschaften nennen, und sie ergötzen mich nicht wenig."

Annette schwieg und verlor sich in Gedanken, und der Herzog, welchem es um Sondirung ihres Charakters zu thun, während er sich zugleich ein Paar Minuten Erhohlung im Umgange mit einem liebenswürdigen Mädchen vergönnte, fragte endlich, als die Antwort ausblieb: „Sie sind anderer Meinung, nicht wahr?"

„Nein," erwiederte sie, „das gerade nicht, aber ich dachte, die Vergnügungen, deren Sie erwähnten, müßten dem Manne mehr zusagen als dem Weibe. Um dergleichen Landschaften gewahr zu werden, bedarf es scharfer Augen und wahrscheinlich mag es dabei an wichtigen Entdeckungen nicht fehlen. Alles recht gut für Männer, aber für des Weibes Glück und für das seiner Umgebungen dürft' es gerathen seyn, ein groß Theil auf Treu und Glauben hinzunehmen."

„Sie lehnten den Namen eines Philosophen ab," sagte der Herzog, „und doch weisen Sie sich als Meisterin in dieser Kunst aus, Fräulein von St. Morin, denn seyn Sie gewiß, zu wissen, was man wissen und nicht wissen soll, bewährt den philosophischen Geist zumeist. Jede Stufe, jeder Zustand des Lebens hat eine ihm passende und ebenso eine ihm unpassende Aufklärung. Allwissenheit ist ein Reservatrecht Gottes, und

durch das Wissen kann sich der Mensch ebensowohl unglücklich als glücklich machen."

„Davon bin ich überzeugt, gnädiger Herr," versetzte Annette, „und oft kam mir der Gedanke, wie gut es für mich sey, der geheimnißvollen Kraft, ins Verborgene zu schauen, zu ermangeln, sollten selbst die Feenmährchen wahr, und irgend ein übernatürlich Wesen geneigt seyn, mich mit diesem Vorrechte zu begaben. Freilich" setzte sie mit einem schweren Seufzer hinzu, „freilich giebt es auch in diesem Augenblick gewisse Dinge, worüber im Ungewissen zu seyn mir sehr zu Herzen geht."

Der Ton, womit sie dies sagte, und die Bangigkeit, die sich in allen ihren Zügen kund gab, machten des Herzogs volle Theilnahme rege.

„Darf ich mir die Frage erlauben," sagte er, „was Sie unter diesen gewissen Dingen verstehen? Ein erster Minister Frankreichs, mein Fräulein, ist ein großer Zauberer, er kann mehr Geister, als Sie sich vielleicht vorstellen, zu Beantwortung solcher Fragen heraufbeschwören, und, wofern mir die Bemerkung vergönnt ist, zu Ihren Gunsten würde er mit Vergnügen von seiner Macht Gebrauch machen."

„Vielleicht können Sie mir über Eines Auskunft geben, gnädiger Herr," erwiederte Annette lebhaften Blicks, aber mit schwankender Stimme und erröthender Wange. „Gar gern möcht' ich Nachricht haben über das Befinden des jungen Edelmanns, der letzte Nacht sein Leben wagte zu unserer Rettung, und verwundet,

so schrecklich verwundet ward. Man erlaubte mir nicht zu bleiben, um ihm mit eigenen Händen den Beistand zu leisten, auf den er durch zweimalige Rettung meines Lebens so verdienten Anspruch hatte."

Bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen, und wußte sie auch letztere vor dem Ueberfließen zu bewahren, so erblickte der Herzog die glänzenden Tropfen dennoch nicht ohne Pein. Da er von den Einzelnheiten des vornächtigen Abentheuers nur wenig gehört, und in dem festen Glauben war, Ernst befinde sich bereits in Quercy, so war er nicht ohne Besorgniß, eine solche Theilnahme von Annettens Seite dürfte sich der Bewerbung seines Neffen eben nicht günstig erweisen.

„Sie sollen bald Antwort haben, schönstes Fräulein," erwiederte er; „ich war heute noch nicht im Palaste, und von den gestrigen Vorfällen ist mir nur wenig zu Ohre gekommen. Wenn Sie mir den Namen des Herrn mittheilen, der sich in Ihrer Vertheidigung aufgeopfert, sollen Sie binnen der nächsten halben Stunde Auskunft haben."

Er war mit diesen Worten noch nicht zu Ende, als ein Diener eintrat, der, ehe Annette mit ihrer Antwort begann, dem Herzog ein Billet einhändigte. Es sey, sagte er, mittelst Expressen von Chanteloup gekommen in Angelegenheiten, wobei es sich um Leben und Tod handle.

Der Herzog erkannte die Hand seiner Gemahlin,

und erbrach augenblicklich das Siegel. Eine leise Veränderung stahl sich über sein Gesicht, und er nahm zu seinem gewöhnlichen Mittel, dem festverbissenen Munde, Zuflucht, um keinen unziemlichen Ausdruck des Kummers oder Zorns den Schranken der Zähne entschlüpfen zu lassen.

„Wirklich traurige Nachrichten," sagte er endlich, „die uns Beide angehen, mein Fräulein. Mein armer Neffe ists, der die Ehre gehabt hat, in Ihrer Vertheidigung verwundet zu werden."

„So steht es schlimmer mit ihm!" rief Annette die Hände ringend, „und ist er wohl gar ohne Rettung! — der Diener sagte, es handle sich um Leben und Tod."

„Gewiß nicht," sagte der Herzog, indem er ihre Hand ergriff und zärtlich drückte, „so schlimm steht es nicht, liebe Freundin, auch war von seinem Leben und Tode keine Rede. Ernst und Frau v. Choiseul sind Ihretwegen sehr in Sorgen. Wir alle hörten von den Kümmernissen und Widerwärtigkeiten, unter denen Sie leiden oder um mich besser auszudrücken, von der Gefahr, dem schrecklichen Schicksal, das Ihnen drohte, und Ernst fürchtete, der Vorfall von gestern Abend möchte Sie in eine sehr bedenkliche Lage gesetzt haben. Er weiß, daß ich in einem solchen Falle der Einzige wäre, der helfen könnte, ebenso weiß er, daß ich an Ihre Befreiung, falls Sie solche wünschten, Alles, selbst Amt und Leben, setzen würde. Der arme Junge ward nach Chanteloup gebracht, und Frau von

Choiseul schrieb auf sein Verlangen neben seinem Lager. Er befindet sich wirklich besser, und der Chirurg hält ihn außer Gefahr.

Annettens Lippen bewegten sich ein Paar Minuten in stillen Dankgebeten zu dem, der den Guten und Tugendhaften beschützt, dann fuhr sie in ruhigerem Tone fort: „davon wußte ich nichts, gnädiger Herr, daß Herr von Nogent Ihr Neffe ist, aber ich bin ihm so vielen Dank schuldig, daß Sie meine Frage um Auskunft über seine Lage, an einen Dritten gerichtet, zu würdigen wissen werden.“

„Ich verstehe, ich verstehe, mein theures Fräulein,“ erwiederte der Herzog, mit gütigem, ob zwar bedeutsamem Blicke, der augenblicklich eine Purpurröthe auf Annettens Wangen hervorrief, „und ich danke Ihnen aufs Innigste für Ihre gütige Theilnahme an Ernstens Schicksal. Zwar ist er nicht mein leiblicher Neffe, aber ich liebe ihn so sehr, als wenn er es wäre, sowohl wegen seiner guten Eigenschaften, als weil er der Neffe eines Wesens, das ich mehr liebe als mich selbst, das ist meiner Gemahlin; ich schreibe ihm augenblicklich vom Palast aus, um seine Besorgnisse bezüglich Ihrer zu beschwichtigen, und ebenso möcht' ich Sie bitten, seinetwegen sich zu beruhigen. Der Wundarzt gibt die bestimmte Zusicherung, daß, trotz der schweren Wunde keine Gefahr vorhanden, und von der pünktlichsten, sorgsamsten Pflege dürfen Sie überzeugt seyn. Ich verabschiede mich, und füge nur noch bei, daß Sie, sollte Jemand in irgend einer Weise

Ihre Ruhe stören, von mir nicht nur ermächtigt, sondern gebeten sind, sich meines Namens zu bedienen, gleichviel wer der Beleidiger sey. Sagen Sie geradezu, ich hätte Sie unter meinen besondern Schutz über die Dauer Ihres hiesigen Aufenthalts genommen, und meine Ehre als französischer Edelmann und Soldat sey dabei verpfändet, daß Ihnen keinerlei Zwang oder Beschimpfung angethan werde. Verlangen Sie laut meine Gegenwart und Hülfe, dieser Ruf müßte eine Krise herbeiführen, die meines Dafürhaltens gegenwärtig Niemand in Frankreich wünschen würde."

„Wie kann ich Ihnen jemals gebührend danken, gnädiger Herr?" sagte Annette mit dem vollsten Dankgefühle in den leuchtenden Augen; „Sie sind wirklich Alles das, was ich von Ihnen gehört. Aber noch einen Wunsch hätte ich, der mir sehr am Herzen liegt."

„Ich verstehe," sagte der Herzog mit seiner schnellen Auffassungsgabe, „und ich begreife es wohl; da Ernst Ihretwegen verwundet worden, möchten Sie von Zeit zu Zeit Nachricht haben über sein Befinden. Ueber die Dauer Ihres Aufenthalts sollen Sie täglich Rapport erhalten, mein Fräulein, und nun leben Sie wohl mit dem innigsten Danke für eine angenehme Stunde."

Er verließ sie und stieg, unten angelangt, in den Wagen. In diesem Augenblick fiel ihm ein confiscirtes einäugiges Gesicht, obwohl einem gut gekleideten Subject angehörend, auf, das dem Wagen nicht geringe Aufmerksamkeit zu schenken schien. Gewöhnliche

Sprichwörter kommen den Großen so gut in den Sinn als den Kleinen bei unvermutheten Vorfallenheiten von keiner besondern Erheblichkeit. In der That sind sie uns näher zur Hand, als jede andere Bemerkung, und kam auch dem Herzoge der herausfordernde Blick jenes Einen Auges etwas unverschämt vor, so murmelte er eben etwas zwischen den Zähnen ungefähr des Inhalts: „Laß die Katze den König begucken,“ und der Wagen rollte inzwischen der königlichen Residenz zu.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mehrere Tage nach einander konnte man einen Diener zu Pferde, in der Livrée des Herzogs von Choiseul, vor der Wohnung des Grafen von Castelneau halten sehen. An einem Hofe, wie der französische, wo in Folge des vollendetsten Despotismus Jeder entweder durch die absolute Gewalt des Monarchen, oder die Tyrannei der Sitte beherrscht wird, konnte ein so unbedeutender Umstand nicht unbeachtet bleiben, vielmehr mußte er seine Wirkungen äußern auf einen großen Theil derer, die ihr Knie vor dem einen oder andern Idol beugten. Früher galt der Graf für ein Original, von dem man wegen Mangels der erforderlichen Extravaganz keine Notiz zu nehmen brauche; nun verwandelte er sich auf einmal in eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Der persönliche Besuch des ersten Ministers, die tägliche Anfrage durch einen seiner Diener,

bürgte für außerordentliche Bedeutung. Bisher hatten sie dem Grafen das Prädikat „bizarre“ verliehen, nun war Aussicht vorhanden, daß er in kurzem „à la mode“ seyn würde. Die Höflinge machten ihm ihre Aufwartung, man sagte ihnen er sey unwohl, allein was war das für Leute, die damals in Gesellschaft zu sterben gewohnt waren? Wirklich konnte man auf den Gedanken gerathen, Kaiser August sey nur ein schwacher Vorläufer der ganzen französischen Nation gewesen, obzwar er, wenn der Bericht wahr, mit den Worten starb: „so klatscht doch (Beifall).“ Denn was will diese Sentenz der erhabenen Aeußerung jenes sterbenden französischen Höflings gegenüber sagen, der sich gegen die Anwesenden mit den Worten entschuldigte: „Pardonnez-moi, si je fais des grimaces *.“

Allein zu ihrem großen Erstaunen ward den Herren der Zutritt verweigert wegen der Unpäßlichkeit des Grafen. Dieß galt als neuer Beweis seines abgeschmackten excentrischen Wesens, und die Herren entfernten sich mit Achselzucken und meinten: „il a voyagé en Angleterre, pays d'originaux, ou on meurt presque seul **.“

Hat etwas nicht den gewünschten Erfolg, so ist der Franzose seiner bald müde, und auch Castelneau sollte durch den Zudrang der Besuchenden nicht gar lange belästigt seyn. Aber die Zeitung von dem häu-

* Verzeihen Sie, wenn ich Gesichter schneide.

** Er ist in England gewesen, dem Lande der Originale, wo die Leute fast allein sterben.“

figen Erscheinen der herzoglichen Livrée in seinem Hofraume verbreitete sich weiter, und führte noch andere Resultate herbei. Wie wir gesehen, konnte nichts dem Späherblicke der Polizei entgehen, ihr kam alles zu Ohren, was der König und der Handwerksmann that, wofern es den tausend Augen des stets wachenden Argus in irgend einer Weise zugänglich war. So gelangte denn die Nachricht von den zahlreichen Kurieren auch zu Pierre Morin, der gerade während der langwierigen Krankheit der General-Polizeilieutenants die wichtigsten Funktionen zu versehen hatten.

Für ihn wars nichts Schweres, die zu seiner Kenntniß gelangten faktischen Einzelheiten dermaßen zu combiniren, daß ihm das Ganze klar wurde. Er war natürlich von Amtswegen von Allem, was sich im Walde von Chartres zugetragen, benachrichtigt worden. Ernst und Annettens gegenseitige Neigung war ihm schon vorher kein Geheimniß gewesen, und die häufigen Botschaften brachten ihn auf den Gedanken, der Herzog von Choiseul gebe sich alle Mühe, diese Verbindung zu Stande zu bringen. Er hielt es für eine ausgemachte Thatsache, als wäre er mit dem Inhalt der Briefe vertraut gewesen, die zuweilen die Stelle mündlicher Botschaft vertraten.

Wir müssen ausdrücklich hiebei bemerken, daß ihm der Inhalt jener Briefe nicht bekannt war, weil man sonst das Gegentheil voraussetzen könnte, denn es ist bekannt, daß jeder Brief von Wichtigkeit, oft selbst ohne Wichtigkeit, vom Postbüreau geöffnet wurde. Es

ist wirklich auffallend, bis zu welchem minutiösem Grade die Polizei ihr Spionirsystem ausdehnte, und wäre das Anführen von Beispielen nöthig, oder nur schicklich, so könnten wir mit ebenso abgeschmackten als scandalösen Geschichten zu Dutzenden aufwarten. Das Postamt ward als eine große Abtheilung der Polizei angesehen, und von jedem Brief, dessen Inhalt für einigermaßen erheblich galt, ward daselbst eine Abschrift genommen, die dem Polizeilieutenant oder seinem Stellvertreter zugieng, um nöthigenfalls das Geeignete zu verfügen.

Die Kuriere eines Kabinetsministers dagegen konnten nicht angehalten und ausgefragt werden, wenn schon seine Briefe, der Post übergeben, nicht artiger behandelt wurden, als die übrigen. So konnte denn Pierre Morin den Inhalt der Billets des Herzogs an Annetten — denn an sie waren sie adressirt — nur errathen. Aber am zehenten Tage wurde ihm vom Post-Büreau ein Schreiben zugesandt, das, diesen Gegenstand berührend, Morin nicht wenig interessirte. Die Adresse war an den Herzog von Choiseul, augenscheinlich hatte der Schreiber seine Handschrift sorgfältigst verstellt, aber das scharfe Auge des Commissärs ließ sich dadurch keine Secunde täuschen. Ein flüchtiger Ueberblick über Inhalt und Schriftzug klärte ihn über den Verfasser auf, und er konnte sich beim Lesen der folgenden Sätze des Lächelns nicht enthalten: „Der Herzog von Choiseul ist auf dem Punkt, eine Thorheit zu begehen. Ehe er sich soweit einläßt, daß

er mit Ehren nicht mehr zurück kann, möchte es für ihn gerathen seyn, über die Geburt und Familie des sogenannten Fräuleins von St. Morin nähere Erkundigung einzuziehen."

Das war der Inhalt des ganzen Briefs, Morins Commentar aber, noch kürzer, bestand in dem Ausrufe: „Ha, ha, ha, kommt ihr uns so, lieber Herr? Nun wir machen euch zum zweitenmal zu Schanden." Darauf setzte er sich hin und schrieb wenige Zeilen, die er sorgfältig bei sich behielt, bis einer seiner tüchtigsten verläßigsten Agenten von einer Botschaft in der Stadt zurückkam.

Hier aber mag es nothwendig seyn, dem Leser die ganze geheime Maschinerie der Intrigue, die sich vorbereitet, zu enthüllen. Dazu aber müssen wir uns auf kurze Zeit vom Polizeibüreau entfernen, und eine Reihe fünf elegant eingerichteter Gemächer im Hôtel Casare betreten. Es sind die Zimmer des Sohns, des einzigen, wie dem Leser bereits bekannt. Zwar hatte er, wie wir gesehen, vom Könige bestimmten Befehl bekommen, sich in einer Entfernung von zehen Meilen vom Hof zu halten, allein er hatte seine Gründe, es mit diesem Befehl so genau nicht zu nehmen, und wenigstens an den Pariser Vergnügungen Theil zu nehmen, wenn er auch denen von Versailles den Rücken kehren mußte.

Ueberdieß motivirten sehr wichtige Gründe sein Bleiben in der Hauptstadt, obwohl er sich über dessen mögliche Folgen keine Illusionen machte. Wie wir

schon früher bemerkt, verbarg der Baron unter einer stillen, ruhigen, geschliffenen Außenseite, tiefe, heftige ja furchtbare Leidenschaften, die, einmal in Bewegung, jeden angewohnten Zwang, jede Rücksicht auf seine eigene Sicherheit überwältigten. Dießmal hatten sich zwei solche Leidenschaften verkündet, die sich dann gegenseitig von ihrem Gifte mittheilten — Liebe und Rache. Von Liebe oder überhaupt nur von einem ihr annähernden Gefühle hatte der Baron früher nichts gewußt, nun aber, da sie ihre Herrschaft über ihn geltend gemacht, wars auf eine um so heftigere, bewältigendere Weise. Rache dagegen war kein Neuling in seiner Brust, und trotz ihres gierigen vortrefflichen Appetits hatte diese Leidenschaft sich stets einer gastfreundlichen Aufnahme und genügender Pflege daselbst zu erfreuen.

Wir führen unsere Leser in dem Augenblicke bei dem Baron ein, wo er sich am Tische mit Schreiben beschäftigt. Seine ausnehmend weiße Hand, und eine ausnehmend weiße Manschette präsentiren sich dabei zu ihrem großen Vortheil, untersuchen wir aber sein Gesicht, so scheint der Brief, mit dem er sich beschäftigt, seine Aufmerksamkeit nicht übermäßig in Anspruch zu nehmen, wenigstens offenbart sich in seinen Zügen nicht die leiseste Anwandlung von Unruhe, Sorge oder Kummer. Und doch gab es in diesem Augenblick kaum Einen Menschen in Paris von der Dachstube bis zum Keller, dessen Lage der seinigen nicht in gewisser Hinsicht vorzuziehen gewesen. Eben war er mit dem

Briefe zu Ende, als sein Vater, der Marquis, eintrat. Dieser näherte sich lächelnd und mit einer äußerst höflichen Verbeugung, überhaupt unter strenger Beobachtung des ganzen Handbuchs anmuthiger Artigkeiten, wovon er sich gegen Niemand, selbst nicht gegen die Mitglieder seiner eigenen Familie, dispensirte. Der Sohn erhob sich mit höfisch würdiger Verbeugung, und lud, auf einen Stuhl weisend, den Vater zum Sitzen ein.

Der Marquis eröffnete das Gespräch mit den Worten: „So eben bei meiner Heimkehr, erfuhr ich von der Dienerschaft, der Herr Sohn wünsche mich zu sprechen. Deßhalb kam ich augenblicklich her, Ihre Befehle einzuholen, indem ich hoffe, Sie werden durch die letzte Nachtpartbie Ihre Finanzen hergestellt haben, und mir die zwanzig tausend Livres, die ich Ihnen vorige Woche geliehen, heimzuzahlen das Verlangen haben."

„Zu gütig, gar zu gütig, Herr Marquis," erwiederte der Sohn, „allein Sie befinden sich in einem kleinen Irrthume. Gestern waren mir alle Karten zuwider, so daß ich mich in der umgekehrten Lage befinde. Mit einem Worte, ich möchte Sie um weitere zehentausend Livres ansprechen."

„Unmöglich mein Sohn!" rief der Marquis, „ich bin im Augenblick jener zwanzigtausend aufs Aeußerste bedürftig, da ich heut' Abend zu einer Parthie engagirt mit dem Herzog von — —

„Aber, mein verehrtester Vater," unterbrach ihn

der Baron, „das führt lediglich zu nichts, wenn Sie mir auch Ihre heutige Spielparthie aufs Unbedeutendste detailliren; denn ich kann Ihnen nun einmal keinen einzigen Livre dazu liefern, und gälts, Sie vom Bankerotte zu retten."

„Ebenso verhält es sich mit mir, lieber Sohn," versetzte der Marquis, „es thut mir äußerst leid, aber es ist unmöglich."

„Unsinn, Unsinn," rief der Baron, „handeln wir die Sache mit gebührender Ruhe ab, ich weiß mein Gesuch mit Gründen zu unterstützen, gegen die Sie gewiß nichts aufbringen können."

Der Marquis legte sein Gesicht in ganz besondere Falten, die man ungefähr dahin auslegen mochte, sein Entschluß sey jedenfalls unabänderlich.

„Gut, so hören Sie," sagte der Baron, „Sie selbst schwatzten mir von Annetten von St. Morins Vermögen vor, und drängten mich, als Bewerber um ihre Hand aufzutreten. Bisher waren die Umstände gegen mich, nun hab' ich sie aber so ziemlich in meinen Klauen, und längstens in Monatsfrist ist sie mein."

„Pah, lieber Sohn," erwiederte der Vater — „gerad herausgesagt, eine so elende Karte, als sich jemals eine in Ihrer Hand befand! Das Mädchen liebt Sie nicht — will Sie nicht haben, und der idiotische Pflegvater läßt ihr ihren eigenen Weg."

„Ich will sie aber haben, oder sterben!" rief der Baron in einem Tone, der selbst den Vater erschreckte, denn daß sein Sohn auch nur eine innige Empfin-

dung noch besitze, war ihm etwas Unerhörtes. Inzwischen erwiederte er wie das vorigemal.

„Unsinn, lieber Junge — sie liebt einen Andern, und da sie sich nach Neigung verheirathen wird —"

„Sie soll ihn aber nie haben," murmelte der Baron zwischen den Zähnen.

„Husch," rief sein Vater ungeduldig, „das verstehst du nicht. Erstlich ist sie in ihn verliebt, sodann bietet der Herzog von Choiseul seinen ganzen Einfluß auf, die Verbindung zu Stande zu bringen. Es ist ein beständiger Kurierwechsel zwischen den beiden Häusern."

„Und dennoch soll er sie nicht haben!" sagte der Baron, „ich habe Mittel, wovon Sie sich nichts träumen lassen. — Nie ließ ich mich von meinen Entschlüssen abbringen, können Sie mir ein Beispiel vom Gegentheil anführen?"

„Das nicht," erwiederte der Alte, „nie sah ich dich auf dem Rückzuge, und vielleicht wird er dir auch dießmal erspart, aber helfen kann ich unmöglich. Mit einem Worte," fuhr er leiser fort, „ich wußte, du machtest dich gefaßt auf das, was in nicht gar langer Zeit geschehen dürfte. Cajare ist verpfändet für das Ergebniß der vorigen Nacht — wohl weiß ich, daß es auf der einen Seite nicht mit rechten Dingen zugieng — und gelingt mir heute Abend nicht ein guter Zug, so geht Alles davon — ich bitte, fasse dich — Alles sag' ich, dieses Haus, mit Allem was darin ist."

„Schlimm genug," sagie der Sohn, „aber Sie

handeln thöricht, wenn Sie dem nicht vorzubeugen wissen. Versuchen Sie es im Hazardspiel — nur nicht Piquet. Dort sind die Karten nicht wider Sie; heut Abend will ich es auch so halten."

„Aber auch da mag uns das Glück zuwider seyn," erwiederte der Vater, „dir wie mir, wir können drei und zwei werfen, während wir sechs haben möchten."

Der Baron blieb die Antwort schuldig, er trat auf ein Kästchen zu, schloß auf, und langte einige der fatalen elfenbeinernen Knochen heraus, die schon mehr Leute in Jammer und Tod gestürzt, als Pestilenz und Krieg. Er mochte acht bis zehn Stücke in der Hand haben, und legte sie vor seinem Vater auf den Tisch.

„Nun," sagte der Marquis, „was soll das, ich habe schon früher Würfel gesehen."

Der Baron lächelte. „Was soll ich für Sie werfen?" fragte er.

„Alle sechs," erwiederte der Alte, und der Sohn warf zwei Stücke in den Becher, schüttelte tüchtig, warf, und die beiden sechs lagen auf dem Tische.

„Sie sind plombirt," rief der Vater.

„Nichts weniger als das," war die Antwort; „ich setze mein Leben zum Pfande, bricht man sie im Augenblick entzwei, es kommt weder Blei noch Quecksilber zum Vorschein."

„So sind sie wirklich aus Einem Stücke?" fragte der Marquis, sie genau betrachtend.

„Vollkommen," sagte der Baron. „Untersuchen Sie sie nach Belieben, es wird sich nirgends eine Spalte finden."

„Noch einen Wurf," sagte der Marquis, und der Versuch gelang so vollkommen, als das erstemal.

Der Marquis riß die Augen auf, als wünschte er hinter das Geheimniß zu kommen, aber Alles schien unverfänglich.

„Komm, lieber Junge," sagte er endlich, „erklär' mirs, erklär' mirs. Gehen wir klug zu Werke, so ist unser Glück gemacht."

„Allerdings," meinte der Andere, „aber ich muß was haben zum Anfang. Kurzum, Sie müssen mir die Hälfte dessen geben, was Sie im Hause haben. dafür bekommen Sie die Geschichte der Würfel, und so viele, als Sie für jetzt brauchen."

Auf Ehr' und Leben," sagte der Vater, „ich habe im Ganzen keine zweitausend Livres."

„Her damit für mein Geheimniß," versetzte der Baron, und während der Alte gieng das Geld zu holen, blieb Jener, die Hand vor der Stirne, sitzen, mit der Miene finsterer zorniger Unzufriedenheit im Gesichte.

Der Würfelhandel war bald im Reinen, und der Baron warf dem Marquis einige über den Tisch zu mit den Worten: „da mit diesen werfen Sie jede beliebige Nummer; der ganze Vortheil liegt darin, daß Sie die nöthige Kraft anzuwenden wissen. Mit einem

tüchtigen Schwung, der ihnen das natürliche Rollen möglich macht, kommen sie immer auf dieselbe Zahl. Wollen Sie variiren und ein wenig verlieren, so werfen Sie minder heftig, und das Resultat ist ungewiß."

Der Marquis ergriff den Becher, und versuchte sich mehrmals mit so vollkommenem Erfolg, daß er aufs Neue meinte, die Würfel möchten plombirt seyn, und er sprach es geradezu gegen seinen Sohn aus.

„Nichts weniger als das," erwiederte der Baron, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sie sind nicht plombirt. Vielmehr hat es damit folgende Bewandtniß: Während meines vorjährigen Aufenthalts bei der Armee in Piemont lag ich bei einem geschickten Elfenbeindrechsler im Quartier, der mir einige dieser Würfel von seiner Erfindung zeigte. Jeder Zahn, aus dem man die kleinen Quadrate schneidet, hat härtere und weichere Parthien; wenn ich mich recht entsinne, gehören jene der äußern Seite an, doch gleichviel. Durch Erweichen der entgegengesetzten Seite in einer besondern Säure, die er mir nicht mittheilen wollte, wird das Elfenbein mürbe und leicht gemacht. Ich sah einiges fast so weich als Leder. Getrocknet wird es wieder hart, ohne die vorige Schwere zu erlangen, und so ist denn die eine Seite der Würfel nicht schwerer als ein einschlägiges poröses Knochenstück, während die andern das dreifache Gewicht haben. Ich kauft' ihm die Dingerchen ab auf den Nothfall. Bisher hatt' ich keine Gelegenheit mich ihrer zu bedienen, heut' Abend aber versuch ich's, Melun und den Andern wieder das

Geld abzunehmen, das ich gestern Nacht an sie verlor — wohl in Folge eines ähnlichen Kniffs, wie ich mich zu sagen getraue."

„Gewiß," erwiederte der moralische, ehrenwerthe Vater, „mit solchen Burschen muß man wenig Federlesens machen. Sie dürfen versichert seyn, jene machens ebenso, und so ist es weiter nichts als Diamant mit Diamant geschnitten, wenn wir es ihnen abgewinnen. Aber auf Annetten von St. Morin zurückzukommen, lieber Sohn, so wärs wohl am Besten, Sie gäben das auf. Sie haben nichts davon als Unruhe, verlassen Sie sich darauf!"

„Gerade um Annetten zu gewinnen," erwiederte der Baron heftig, „greif' ich zu den Würfeln. Geld brauch' ich, weiter nichts — nur Geld her, und sie soll mein werden, und stände sie mit einem Andern schon am Altare. Glauben Sie denn, ich lasse mir von einem solchen unerfahrenen Dinge einen Korb geben, oder ein sentimentaler Romanenheld gleich Ernst von Nogent dürfe sich zwischen mich und meine Wünsche drängen? Nein, nein, ich will sie haben oder sterben, und wär's auch nur, um über ihre Kälte zu triumphiren. Dazu helfen mir die Würfel, verlassen Sie sich darauf, und mein soll sie seyn vor Monatsende."

„Nun wohl, mein würdiger Sohn," versetzte der Vater, „ich wünsche Ihnen allen Erfolg, aber zu den kleinen Männchen da dürfen wir nicht zu oft, noch zu unvorsichtig unsere Zuflucht nehmen. Bitte, vergessen Sie nie, daß man zuweilen ein wenig verlieren muß."

„Ja wohl," war die Antwort, „und fällt jemals Verdacht auf die Bursche, so müssen wir am lautesten schreien und aufs Seciren drängen. Ich habe noch eine ganze Menge im Schranke."

Nach bedeutsamem Zulächeln schieden Vater und Sohn, der Marquis gieng hinab, einige Besuche zu empfangen, der Baron blieb auf seinem Zimmer in Erwartung eines Individuums, das wir schon einmal in seiner Gesellschaft gesehen. Es dauerte über eine halbe Stunde, ehe der Ersehnte sich einfand, und diese Zwischenzeit benützte der Baron zur Uebung in gewissen kleinen Taschenspielerstückchen, die Herren von seinem Gewerbe unumgänglich nothwendig sind. Es galt die Würfel den Aermel schnell hinauf und herabgleiten zu lassen, und sie dermaßen in der hohlen Hand zu verbergen, daß letztere völlig ausgestreckt erschien. Der Baron hatte es in diesem Handgriff zu großer Fertigkeit gebracht, als ein Diener, aus dem Vorzimmer kommend, unsern alten Freund Pierre Jean einführte. Seine gewöhnliche Maske, die gleichgültigste Unverschämtheit, trug er auch dießmal zur Schau, und er begrüßte den Baron mit so wenig Umständen, als er einem seiner Spießgesellen gegenüber aufgeboten haben würde.

„So eben hat mein Vater euern Bericht bestätigt, lieber Freund," begann der Baron, als er die Thür geschlossen sah, „tagtäglich langen Kuriere vom Herzog von Choiseul an, und wir müssen einen Hemmschuh einlegen, ehe das weiter geht."

„Dazu gibt es nur ein Mittel,“ erwiederte Pierre Jean.

„Der Brief ist fertig!“ sagte der Baron, „aber auf mein Leben, wenn Ihr mich dießmal täuscht, Meister Pierre Jean, möchten eure Ohren nicht ganz sicher stehen.“

„Laßt das, Baron,“ versetzte Pierre Jean mit seiner gewöhnlichen scherzhaften Vertraulichkeit, „ertappet Ihr mich jemals beim Betruge? Heißt man mich nicht den einfältigen Pierre Jean, weil ich unschuldig bin wie eine Taube?“ Der Baron biß sich in die Lippe und der Andere fuhr fort: „kommt, da ich Euch im Zweifel sehe, sage ich Euch mehr davon. Das Mädchen ist die Tochter von Niemand mehr noch weniger als dem ehrenwerthen Herrn Pierre Morin, dem Hauptagenten des Polizeilieutenants. Freilich wissen wenig Leute, wer dieser Pierre Morin ursprünglich war. Ich bin eine alte Bekanntschaft von ihm von vielen Jahren her, und da war er weiter nichts als ein armer, schmutziger Drahtarbeiter, der gar oft um sein Abendessen verlegen war. In solcher Noth kam einmal sein Weib in den Laden, wo ich diente, und bat um Vorschuß. Aber dazu war mein Meister, der alte Fiteau, zu klug. Nun mußte dieser Graf Castelneau, dazumal Abbé von Castelneau, ein guter Kunde von meinem Meister, gerade im Laden seyn, und da sie sagte, ihr Mann und sie würden sich aus dem Hunger nichts machen, wär's nicht des Kindes wegen, so erbarmte es ihn, und er besuchte sie in ihrem Dach-

stübchen. Ich selbst sah mit an, wie er ihr Geld im Laden gab, und daß er dahin gehen wolle, hörte ich ihn zu einem seiner Begleiter sagen. Er gehörte damals den wilden, halbverrückten Burschen an, die närrische Dinge thun mit ernsthaftem Gesicht und sich Philosophen nennen. Wahrscheinlich suchte er ein Kind für seine Erziehungs=Experimente, so wenigstens drückte er sich aus, obzwar er damals so kahl war wie eine Ratze und selten Geld genug für sich hatte. Ich hört' ihn einmal über all das sich äußern, und gewiß war es Morins Kind, das er sich nahm und aufzog, denn in derselben Nacht, wo der alte Fiteau ermordet ward, mußt' ich Pierre Morins Weib etwas Geld — es war nur ein Livre — hintragen, und blieb einige Zeit bei ihr. Das Kind war fort, und auf meine Erkundigung sagte sie, ein vornehmer Herr hätte es zu eigen angenommen. Den Namen sagte sie mir freilich nicht, aber —"

„O das ist klar, klar wie die Sonne," rief der Baron. „St. Morin ist gar bald gedrechselt aus Morin — da läßt sich kaum noch zweifeln — aber wie send' ich den Brief hin?"

„Durch die Post," war die Antwort, „natürlich durch die Post. Zwar wissen wir, sie öffnen alle, aber mit dem wagen sie es doch nicht. Haben Sie dem Dinge die rechte Schneide gegeben, so daß der Herzog weiter nachforscht, und ist er wirklich Esel genug auf Geburt und Rang und dergleichen Unsinn Gewicht zu

legen, so ist die Verbindung mit Junker Ernst von Nogent abgebrochen, verlassen Sie sich darauf."

„Es ist wohl Niemand in ganz Frankreich so sehr auf edle Geburt versessen, als der Herzog von Choiseul," erwiederte der Baron. „So war er schon als Graf von Stainville, und seyd gewiß, als erster Minister hat sich sein Stolz nicht vermindert. Die Heirath ist abgebrochen, das ist klar, die nächste Frage ist, wie sie zu einer Verbindung mit mir zu veranlassen oder zu zwingen?"

„Auch dafür weiß ich Rath, Herr Baron," erwiederte Jean Pierre. „Ich habe den Grafen im Sack, und durch ihn das Mädchen."

„Ihr?" rief der Baron, „und was wißt Ihr denn von Graf Castelneau?"

„Mehr als ihm lieb seyn dürfte," sagte der Mann trocken.

„Toll dürftet Ihr seyn," meinte der Baron, „Ihr möchtet mich gern von eurem Einfluß beschwatzen, dessen Ihr Euch wohl längst zu eurer Bereicherung bedient hättet, wenn was daran wäre."

„Nun, mein Herr Baron," versetzte Pierre Jean, „es kann einer Einfluß haben, und doch jenem Bauern in der Fabel gleichen, der einen rohen Diamant fand, aber, seines Werths unkundig, ihn verschloß und sein Lebtage ein armer Tropf blieb, obzwar er einen Schatz im Hause hatte. — Nie ließ ich mir was davon träumen, als erst neulich nachdem ich zufällig dahinter gekommen. — Seither wär' ich bald auf den Gedanken

gerathen, mich selbst um die Hand des Fräuleins umzuthun! Wahrhaftig, ich gäb' einen Capital-Schwiegersohn für den Polizeichef, denn dem Himmel sey Dank, ich kenne jeden Spitzbuben in Paris, und könnt' ihm in seinem Beruf vortrefflich zu Handen gehen."

„Unverschämter Schuft!" rief der Baron, all das für leere Aufschneiderei haltend, „wäre Ein wahres Wort daran, warum nähmt Ihr sie nicht selbst mit dem großen Vermögen, das ihr zu Theil wird, statt mir Euern Beistand zu bieten?"

„Dazu hab' ich wenigstens drei gute Gründe, mein Herr Baron," versetzte Pierre Jean, „erstlich bin ich ein gemäßigter Mann ohne allen Ehrgeiz, der sich mit wenigem begnügt, als da ist: ein ordentliches Kleid auf dem Leibe, ein gutes Pferd zum Reiten, zwei bis drei gute Gerichte des Tags mit ebensoviel guten Flaschen, und etwa noch ein halb Dutzend Kronen drüber zu meinen menus plaisirs. Das ist mein erster Grund, und wer das Fräulein von St. Morin heimführt, muß mir die nöthigen Mittel zu dieser Lebensweise schießen. Sodann, wenn ich mich im Spiegel besehe, möcht' es mir fast scheinen, ich würde dem Fräulein nicht als Gemahl anstehen, und dieselbe Bewandtniß hat es von meiner Seite, denn die kleine Nähterin ein Paar Treppen hoch in der Straße St. Antoine behagt mir nun einmal besser. Ueberdieß habe ich einen dritten Grund, der, die Wahrheit zu sagen, alle andern überwiegt, es gibt nämlich nur Einen Mann in Europa, vor dem mich ein gewisses Gefühl anwandelt, das mir

wie Furcht vorkommt. Dieser Eine aber ist der gute Meister Pierre Morin, und es gehört sich nicht, das wissen Sie, Baron, daß sich einer vor seinem Schwiegervater fürchte. Auch glaub' ich kaum, daß es je so weit kommen würde, denn auf den geringsten Verdacht meiner Bewerbung träfe Herr Morin die nöthige Fürsorge, mir vor dem priesterlichen Eheband ein minder anziehendes durch den Henker um den Hals appliciren zu lassen. — O das ist ein verzweifelter Bursche, der Pierre Morin, ein so entschlossener Tiger als je einer existirte. So war er immer. Wahrhaftig, lieber wollt' ich mit dem Schwert in der Hand fünf Hessen zumal bestehen, als die äußerste Spitze seines Vorfingers auf meinen Schultern fühlen. Es fällt mich dabei immer ein ganz eigenes Gefühl des Klemmens um die Kehle an."

Es lag so viel Wahres in den Worten des Mannes, daß die Bedenken des Barons beträchtlich schwanden, und er verlor sich in Gedanken, bis ihn ein Argument seines unverschämten Bundesbruders, auf das er sich gefaßt machen konnte, das ihm aber dennoch im Augenblick nicht vorschwebte, wieder zu sich rief.

„Mittlerweile, mein Herr Baron," sagte Pierre Jean, „wollen Sie sich gütigst an Ihr Versprechen erinnern, nämlich an die hundert Kronen für Rückgängigmachung der Heirath mit Herrn von Nogent. Sie haben die Güte und bezahlen mir die Summe, und kommen wir an den zweiten Punkt — das Zustandebringen Ihrer Verbindung mit dem Fräulein — so wol-

len wir unsere deßfallsige Uebereinkunft in geeigneter Form aufsetzen."

„Aber, lieber Freund!" sagte der Baron, „die Heirath ist ja noch nicht rückgängig gemacht."

„O ja, das ist sie," erwiederte Pierre Jean, „und überdieß — ich bin des Geldes verzweifelt bedürftig."

„Und ich nicht minder," versetzte Cäsare, „und überdieß bin ich kein Freund von Vorausbezahlen."

„Nun gut, so laßt Euch was sagen," entgegnete Pierre Jean — „hängt mich auf, wenn Ihr sie bekommt. Ich kann sie geben, wem ich will, und Niemand soll sie haben, der nicht für sie blecht. Ich lasse mich nicht behandeln wie eine Leiter, die man zusammenschlägt nach geleistetem Dienste. Ich habe Euch den Weg gezeigt, wie Ihr die Heirath rückgängig machen könnt, Ihr schlagt ihn ein, und wollt mich nun nicht bezahlen."

„Kommt, kommt," sagte der Baron begütigend, als er den Unwillen des Mannes sah, der es seiner Unverschämtheit gleich that, „wir dürfen nicht uneins werden, lieber Freund, ich verlange weiter nichts als einige Gewißheit des Erfolgs. Ihr könntet mir den oder jenen Plan angeben, und ein paar Tage später, nachdem ich euch gute Zahlung geleistet, ergäbe sich, daß Alles Larifari gewesen. Vorläufig bekommt Ihr fünfzig Gulden, und später weitere fünfzig, wenn sich die Negoziation als abgebrochen bewährt. Wegen des Uebrigen müssen wir uns dermaßen mit einander benehmen, daß Keiner den Andern übers Ohr hauen kann."

„Gut, ganz gut," sag'e Pierre Jean in seinem gewöhnlichen, übermüthigen Tone, „wir Beide sind große Schufte, das läßt sich nicht läugnen, und etwas derartiges möchte ganz am rechten Platze seyn."

Der Baron biß sich in die Lippe und warf einen Blick auf den Degen, als verspürte er einige Neigung, ihn dem frechen Gesellen durch den Leib zu rennen, aber Pierre Jean fuhr fort, ohne auf diese Zeichen im Geringsten zu achten. „Das ist bald ins Reine gebracht, mein Herr Casare, sagte er, Sie setzen mir heut' oder morgen ein kleines Versprechen auf, daß, falls Sie das Fräulein von St. Morin in Folge meiner Eröffnungen zur Ehe bekommen, Sie mir unmittelbar nach der Trauung die Summe von fünftausend Louisd'or bezahlen — und zwar keinen Heller weniger, lieber Herr. Ist ihr Vermögen wirklich so groß, als Sie sagen, so sind Sie das leicht im Stande, ich weiß zwar nicht, was sie bekommt, nehme aber an, der Graf wird ihr ein hübsches Theil zukommen lassen, und unser Freund, Meister Morin, hat zu viel Knochen aufgespeist, um nicht fünf Juden und einen französischen Pair aufzuwiegen."

„Ich weiß wenig, was sie hat," sagte der Baron etwas sauertöpfisch. „Meines Vaters Notar sagte mir den andern Tag, sie hätte das kleine Gut St. Aubin am Lot angekauft. Das trägt aber jährlich nicht über siebenhundert Louisd'or."

„Gleichviel, sey ihr Vermögen klein oder groß, die genannte Summe muß ich haben," erwiederte Jean

Pierre, „Sie aber haben Zeit zum Ueberlegen. Für jetzt bitt' ich mir die fünfzig Kronen aus, denn ich pressire, ich habe Mittags einige Freunde zu Gast bei Traiteur Renauld."

„Da werden die fünfzig Kronen bald ausgeflogen seyn," sagte der Baron.

„Dann hol' ich mir morgen die andern fünfzig," versetzte der Andere, dessen Unverschämtheit gleich dem griechischen Feuer nicht erlosch, was man auch darauf werfen mochte.

„Gut," sagte der Baron, „morgen möcht' ich mich besser dazu qualifiziren, heute bin ich ziemlich kahl. Die bewußte Uebereinkunft will ich zu Papier bringen," setzte er seufzend hinzu, bei dem Gedanken, sich von einer so großen Summe trennen zu müssen. „Wir können unmöglich schnell genug zu Werke gehen, unser Plan könnte gar zu leicht zu Wasser werden."

„Ich bin jederzeit zu Diensten," erwiederte Pierre Jean, „nach Belieben. Ist einmal das Papier unterzeichnet, theil' ich Ihnen meinen Plan mit, und dann zweifeln Sie wohl keinen Augenblick am Gelingen. Ich würd' es gewiß nicht sagen, wär' ich meiner Sache nicht sicher. Gewiß, ich bin der ehrlichste Mann von der Welt."

Im Verlauf des letzten Hin- und Wiederredens hatte der Baron seinem Spießgesellen die fünfzig Kronen auf den Tisch gezählt. Dieser strich sie ein, ohne sie zu zählen, und entfernte sich ohne Umstände mit einem eiligen Adieu.

Sobald sich der Baron allein sah, fuhr er auf, gieng hastig einigemal im Zimmer auf und ab, und that endlich einen furchtbaren Schwur, vorher Alles zu versuchen, ehe er sich in die Gewalt des Schurken gebe.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der bedenkliche Anfall, welchen der Graf von Castelneau am Morgen nach Annettens Ankunft gehabt, dauerte über Erwarten lange. Allerdings schritt die Besserung mit jedem Tage vor, und der Graf verlor allmählig das Gefühl von Schwäche, das er auch dießmal bei den Gehversuchen verspürte. Hinsichtlich Annettens war er beruhigt, sie kam nicht aus dem Hause und nahm keinen Besuch an, ausgenommen vom Herzoge von Choiseul, der sich ungefähr sechs Tage nach seinem ersten Erscheinen auf wenige Minuten einfand. Noch ruhiger konnte der Graf bezüglich der Absichten des Königs seyn, denn die unsinnige Leidenschaft des Letztern für das infame Wesen, das vor Kurzem an den Hof gekommen, war nun notorisch geworden. Es läßt sich denken, daß diese Herzenserleichterung seiner physischen Genesung nicht geringen Vorschub leistete, während es nicht unmöglich wäre, daß die Kunde von Nogents Verwundung, die diesen außer Stand setzte in Versailles zu erscheinen, gleichfalls das ihrige dazu beitrug.

Am siebenten oder achten Tage konnte er in den Saal herabkommen, und eine kurze Zeit darin auf- und abgehen. Nun begann er aber auch sogleich wieder von den Zurüstungen zur augenblicklichen Abreise zu sprechen. Annette hatte Castelneau ungern verlassen, sie sehnte sich dahin zurück, zu den stillen ruhigen Schatten unter dem frischen Anblicke der Natur, und doch, sobald der Graf der Abreise von Versailles erwähnte, verfiel sie in ein düsteres Brüten. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Ernst von Nogent, sie fürchtete, ihn vor ihrer Abreise nicht mehr zu sehen, ihm nicht mehr danken zu können für Alles, was er an ihr gethan, sich nicht mehr überzeugen zu können von dem Stand seiner Gesundheit, von seinem Aussehen, dem Klange seiner Stimme. Sie dachte sich die Zeit des Wiedersehens möglicher Weise sehr entfernt, es mochten Monate, Jahre darüber vergehen, und das war ein schwerer Gedanke, obgleich sie sich über das Warum keine Auskunft geben wollte. Hier kam ihr der Wundarzt zu Hülfe, seine vorsichtige Heilmethode enthielt zugleich eine Begünstigung Annettens, denn er widersetzte sich aufs Aeußerste einer zu baldigen Abreise, und so brach der zehnte Tag an, ehe er dem Grafen nur einen kurzen Ausflug nach Paris zu Besorgung einiger nothwendigen Geschäfte gestattete. Annette blieb für die wenigen Stunden seiner Abwesenheit in Versailles zurück.

Der Graf war den ganzen Morgen über sehr nachdenklich gewesen, denn Abends zuvor hatte er zum erstenmal seine Pflegetochter über ihre sämmtlichen

Abentheuer seit ihrer Abreise von Castelneau ausgefragt. Er erlaubte sich dabei keinerlei Bemerkungen, vielmehr war er, die Wahrheit zu sagen, bemüht, womöglich nicht über das Gehörte nachzudenken, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er wohl fühlte, daß er die tödtlichen Anfälle, welche seine von Natur feste Constitution erschütterten, einzig dem Kampf mit seinem Herzen zuzuschreiben hatte. Allein das Denken konnte er sich doch nicht ganz verwehren, und war auch der innere Kampf in Folge seines festen Vorsatzes, jeder Neigung zum Unbilligen zu widerstehen, die Eingebungen des bösen Geistes im Keime zu ersticken, und nur auf die Stimme des Guten und Rechten zu hören, dießmal weniger heftig, so bot der einfache Gedanke, Annetten auf immer zu verlieren, ihre Liebe einem Andern zugewendet zu sehen, oder sie wenigstens mit einem Andern theilen zu müssen, des Entsetzlichen so viel, daß man sich über seine ernste, nachdenkliche, traurige Stimmung nicht wundern darf.

Es mochten anderthalb Stunden seit seiner Abreise verstrichen seyn, während deren sich Annette unter dem Beistande Donnines und ihres Mädchens, die beide seit einigen Tagen wieder beigeschafft waren, mit verschiedenen kleinen Reisevorbereitungen beschäftigte. Endlich ließ sie ihrem Ideengange freien Lauf und setzte sich ans Salonfenster, von wo man die Niederungen gegen die Seine hin übersah. In der Entfernung bewegten sich mehrere Gestalten, sie wurde sie nicht gewahr. Auf der Straße hart unterm Hotel rasselten

Wagen vorüber, sie achtete ihrer nicht, denn im Heiligthum ihres Busens gieng ihr Herz mit sich selbst zu Rath, und zwar galt es einen schweren, wo nicht völlig unmöglichen Entschluß. Annette war nämlich im ernsten Kampfe mit ihrer Sehnsucht, ihrem innigen Verlangen, den Mann, der sein Leben zweimal so muthig um ihre Rettung gewagt, vor ihrer Abreise in die weite Ferne nochmals, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zu sehen.

In solcherlei Gedanken vertieft, ward sie plötzlich durch den Klang von Tritten aufgeschreckt, die so nahe schienen, daß sie nicht einmal den Dienern im anstoßenden Gemach angehören konnten. Sie sah sich rasch um, und erblickte Ernsten in einer Entfernung von kaum zwei Schritten. Er war abgemagert und sehr blaß, die Lippe blutlos, der Gang weniger fest als sonst, aber sein Auge war klar und voll Hochgefühls, und aus allen seinen Zügen leuchtete jene Freude, die in sich den Stempel der Schönheit trägt.

Es mag eine plumpe Ausgelassenheit geben, die Freude selbst ist immer von Demuth begleitet, und sicherlich ward die des Freundes nicht vermindert beim Anblick des sonnigen Lächelns, das auf Annettens Gesicht erglühte, als sie, ihrem Gefühle folgend, ihm entgegeneilte.

„Sind Sie es, sind Sie es wirklich?" rief sie. „Wie glücklich, wie ganz glücklich macht mich Ihre Ankunft!" Zwar erröthete sie augenblicklich über die Lebhaftigkeit ihrer eigenen Worte, mochte aber doch in

keinen andern Ton übergeben, und fügte warm und innig, obzwar mit glühender Wange, bei: „Gerade dacht' ich an Sie, und fürchtete, Sie vor unserer Abreise nach Castelneau nicht mehr zu sehen."

Ernst hatte ihre Hand ergriffen und, diese festhaltend, geleitete er die Freundin zu ihrem Sitze und sagte: „Auch ich besorgte das, und die Aerzte überzeugten sich zuletzt, daß mir ein Gang zu Ihnen weniger schaden dürfte, als fortgesetzte Ungeduld und Bangigkeit. O Annette!" fuhr er fort, „ich könnte Sie unmöglich abreisen lassen ohne — —"

Annettens Herz wußte den Perioden zu ergänzen, es sagte ihr, daß sie die fehlenden Worte mit Freuden vernehmen würde, und doch suchte sie sie abzuschneiden, indem sie mit zitternd bewegter Stimme einfiel: „Sie sehen blaß, — haben sicher viel gelitten — Sie dürfen nicht stehen bleiben — hier ist ein Sitz."

Ernst verstand all dieses instinktmäßig. „Nein, nein" sagte er, „ich muß stehen bleiben, wollen Sie mich anders nicht auf den Knieen sehen. Schenken Sie mir einen Augenblick Gehör, theure Annette: und gönnen Sie mir immerhin diese trauliche Benennung, ich wagte sie an einem Abend, der mir immer heilig bleiben wird, obwohl es ein gefährlicher, peinlicher Abend für uns alle war. Muthen Sie mir je eine kältere Benennung zu, so wird Ernst von Nogent nicht zum zweitenmal in seinem Leben von glänzenden Hoffnungen träumen."

„O nennen Sie mich immer so, wenn es Ihnen Freude macht," erwiederte Annette, den feuchten Blick zu ihm erhebend, ohne eine Spur weltlichen Rückhalts und Heuchelscheins in ihrem Herzen. „Warum sollten Sie mich nicht also nennen, da ich Ihnen zweimal mein Leben verdanke, und da Sie so viel für mich gelitten?"

„Darf ich Ihnen wirklich den Namen geben, der mir am besten zusagt," rief Ernst innig, mit freudeglühendem Gesicht, „so nenn' ich Sie meine Annette, meine theure geliebte Annette, meine verlobte Braut — und darf ich das, Theuerste? O sprich, ich kann die Ungewißheit nicht länger tragen."

Annette senkte das Haupt, bis ihre schöne klare Stirne die Hand berührte, in der die ihre lag. Aber sie fühlte diese Hand zittern, und trotz der Verwirrung ihrer Gefühle und der tiefen Bewegung, die ihr ganzes Wesen durchbebte, dachte sie an Ernsts Zustand, an das, was in ihm vorgieng, und sagte, die Augen zu ihm aufschlagend: „Ja Ernst, wenn es dein Wunsch ist."

„Mein Wunsch!" rief er, sie ans Herz drückend, „so wahr ich auf den Himmel hoffe, liebe Annette, denn an den Wunsch, Gott zu dienen, und wohlgefällig zu seyn, reiht sich zunächst die Sehnsucht, dich zu bewachen, zu beschützen und stets bei dir zu seyn. Wo ist dein Pflegvater?" fuhr er lebhaft fort, „ich muß sogleich mit ihm sprechen, um nicht einem seligen Traume nachzuhängen, der im nächsten Moment dahin seyn könnte."

„Er ist abwesend," erwiederte sie, „ist nach Paris gereist, aber darum sey dir nicht bange. Er hat mich stets versichert, daß er mir freie Wahl lasse, sollte nicht überwiegender Grund zur Einsprache vorhanden seyn. Und bei dir kann das nicht der Fall sein, Ernst."

„Ich denke nicht," antwortete er, „wirklich nicht, und doch möcht' ich ihn sehen. Aber da es unmöglich, erfreuen wir uns der Gegenwart."

Und sie genossen derselben, denn beide waren Neulinge in diesen Zuständen, und eine frische Welt von Freude und Vergnügen erschloß sich ihren Herzen. Bei Annetten war dieß im vollsten Wortsinne der Fall, denn noch standen die Gefühle ihrer Jugend und Neigung in voller Blüthe, und was sie bisher vor sich selbst verbergend, in ihren Busen verschlossen, alle Zärtlichkeit, alle Achtung, alle Bewunderung für ihn, der neben ihr stand, drängte sich, nun die Riegel gefallen, ans Tageslicht hervor, daß sie von der Ueberschwenglichkeit ihrer Empfindung beinahe überwältigt ward.

Mit Ernst von Nogent verhielt es sich anders, doch war auch sein Zustand ein seliger zu nennen. Er hatte Theil genommen an der Welt, hatte sein Rolle im großen Lebensdrama gespielt, und die Liebe in gar verschiedenen Gestalten gesehen, wenn er sich persönlich auch nie mit ihr eingelassen. Denn die Wahrheit zu gestehen, die Beispiele von Leidenschaft, die ihm vor Augen gekommen, und die Verkehrtheiten, die er unter jenem Namen mit ansehen mußte, hatten ihm eine

gewisse Abneigung eingeflößt, sich Gefühlen hinzugeben, die sich ihm nie in ihrer reinsten, schönsten Aeußerung geoffenbart. Nun lehrte ihn sein eigen Gefühl zum erstenmal den vollen Begriff der Liebe, und der Unterschied zwischen seiner frühern Ansicht und seiner jetzigen Empfindung fiel dergestalt zum Vortheil der letztern aus, daß sie es an Beseligung mit dem, was in Annettens Busen vorgieng, aufnehmen konnte.

Bei all dem zu verweilen, was sich die Liebenden zu sagen hatten, würde zu viele Zeit in Anspruch nehmen, und überdieß für Dritte nicht sonderlich interressant seyn. Es genüge die Bemerkung, daß die, Annetten durch ihre Erziehung eigen gewordene Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit auch hier sich bewährte, während Ernsts unverdorbene, edle Gesinnung, ihm und Annetten zum Segen gedieh. Er blieb über eine Stunde unter traulichen Gesprächen, und keines der Beiden ließ sich träumen, daß ihrer Vereinigung irgend ein Hinderniß im Wege stehen könnte, vielmehr sprachen sie von der Zukunft, der heitern glücklichen Zukunft, mit dem zuversichtlichen Vertrauen der Jugend, Hoffnung und Liebe. Endlich erfuhr Annette durch eine zufällige Aeußerung des Geliebten, daß er auf die dringenden Vorstellungen seines Arztes möglichste Abkürzung des Besuchs zugesagt, und nun bestand sie auf seiner Entfernung. Lange konnte er sich nicht dazu entschließen, und als es endlich zum Abschied kam, drückte er ihr lächelnd ein Schreiben des Herzogs von Choiseul an ihren Vormund in die Hand, mit den

Worten: „ich kenne den Inhalt nicht, meine Liebe, aber ich weiß, es betrifft uns, und nach meines Oheims Güte und Großmuth ist es ganz sicher auf unser Glück berechnet."

Damit schied er, und Annette bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, den innern Tumult zu stillen bemüht. Aber das war keine leichte Aufgabe, denn alles, was in ihr vorgieng, war ein wilder kreisender Traum von Glückseligkeit, wie sie ihn kaum für möglich gehalten hätte. Ernsts Worte, Blicke, der Ton seiner Stimme, alles schwebte ihr vor den Augen, klang ihr in den Ohren, ohne Ordnung und Zusammenhang ihre Denkkraft verwirrend, und ihr zu ruhigem Ueberlegen jede Fähigkeit raubend. Nachdem sie sich etwas gefaßt, wendeten sich ihre Gedanken ihrem Vormunde zu, und zum erstenmal in ihrem Leben schlug ihr Herz ängstlich bei dieser Erinnerung. Nicht, daß sie Einsprache von seiner Seite oder Tadel befürchtet hätte, oder auch nur den leichten Scherz, der scheu macht, wenn auch nicht verwundet. Lange Erfahrung hatte sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß ihr Pflegvater in ihrem Glück sich glücklich fühle, und sie wiederholte sich immer wieder, sie kenne ihn zu gut, um sich der Besorgniß hinzugeben, er würde nicht an Allem, was ihr Freude mache, den innigsten Theil nehmen. Das sagte sie sich so oft, daß man fast auf den Verdacht gerathen konnte, ob ihr nicht irgend ein Etwas die Ansicht beigebracht, ihre eheliche Verbindung, gleichviel, wen diese zum Gegenstand habe, könnte ihm unwill-

kommen seyn. Den Ausdruck „irgend etwas,“ dessen wir uns eben bedienten, möchten wir dem geneigten Leser gerne verständlicher machen, indem wir ihn bezeichnen als jene Empfindung, die vorhanden, ohne daß man sich von ihr klare Rechenschaft zu geben weiß, oder als einen jener feinen Züge, die, zwar mit Händen nicht greifbar, von besonderer Ueberzeugungskraft für das Herz sind, dem sie sich nicht erst durch das Medium des Gehirns mittheilen. Ebenso möchten wir unsern Verdacht noch weiter dahin ausdehnen, daß sie über all dem in eine gewisse Verlegenheit gerieth, die sie sonst nicht gekannt hatte. Soviel wenigstens ist gewiß, sie fühlte sich unbehaglich, noch mehr, sie überlegte zum erstenmal in ihrem Leben, wie sie sich gegen ihren Pflegvater benehmen, gieng mit sich zu Rath, was sie ihm sagen wolle, wie seine Antworten ausfallen würden ꝛc.

Mit jedem Augenblick wuchs ihre Angst, bis sie endlich den Wagen in den Hof rollen hörte. Sie rief einem Diener, und um sich ihre Last zu erleichtern, gab sie ihm Choiseuls Brief an den Grafen, und hieß Letzterem dabei vermelden, daß Herr von Nogent da gewesen. Dann eilte sie auf ihr Zimmer, und verweilte daselbst einige Augenblicke in tiefen Gedanken, indem sie ihre ganze Entschlossenheit zu Hülfe rief. Endlich gewann sie wenigstens theilweise die nöthige Fassung und sie kehrte gesenkten Blicks und glühender Wange in den Salon zurück, um alles auf einmal zu beichten.

Der Graf war bereits eingetreten, er stand über die Tafel gelehnt, neben dem Arzte, der ihn nach Paris begleitet hatte. Der Brief lag offen auf dem Tische, und das bleiche Gesicht Castelneaus, freilich nur ein weniges unter seiner Normalfarbe, deutete auf ruhige, feste Entschließung. Seine Augen sahen zum Himmel empor, die Lippen waren fest verschlossen, sein Ohr fieng im Augenblick Annettens Schritte auf, er erhob sich, trat langsam auf sie zu, und küßte sie auf die Stirne.

„Sey ruhig, liebe Annette," sagte er, ihr Zittern gewahrend, „mache dir keine unnöthigen Sorgen, ich kann alles begreifen, verstehe alles, ohne daß du dich darüber äußerst."

Annette brach in Thränen aus, und der Graf fuhr, zum Arzt sich wendend, fort: „Verlassen Sie uns, lieber Freund, ich bin ruhig, das darf ich Sie versichern. Es ist ein Kampf, der nicht über seine Dauer wirkt, nicht nach gewonnenem Siege fortwährt, und dieser ist gewonnen. Hegen Sie irgend Besorgnisse, so verweilen Sie im nächsten Zimmer, mein liebes Kind ruft Ihnen, wenn es nöthig wäre."

Der Wundarzt trat ab mit bekümmertem Blicke auf Annetten, und der Graf führte sie zu einem Stuhl, und setzte sich neben sie. „Du brauchst mir nichts zu sagen, meine Annette," begann er nach einer momentanen Pause, „ich lese alles auf deinem Gesichte. Du hast das Wort der Liebe vernommen, hast ihm vielleicht zum erstenmal Gehör gegeben, und fühlst

dich nun erschüttert. Die Bewegung hat ihre Spuren zurückgelassen, es sind die Spuren seliger Empfindungen, denn die Thränen des Kummers und der Freude weichen in ihrer äußern Erscheinung sehr von einander ab, so sehr als der Sommermorgenthau von den schweren Tropfen des Gewittersturmes. Du bist glücklich, Annette, und ich bins um deinetwillen, aber ich fürchte, dein Glück könnte eine schwere Legirung haben, und Kummer und Täuschung dürften folgen."

„Und warum, warum?" rief Annette, „Sie können doch nicht zweifeln, daß Ernst — —"

„Alles ist was gut und edel und brav," fiel ihr der Graf ins Wort, „das weiß ich wohl, liebes Kind, und doch, liebe Annette, ist diese sublunarische Welt nicht das Utopien, wovon jugendliche Herzen schwärmen. Sie ist eine sorgenvolle Schule, wo einem jede Stunde gar trübe Lehren beibringt, und ich denke, du hast noch viel zu lernen. So eben hab' ich eine peinliche Aufgabe einstudirt, die ich dir mittheilen muß, denn es ist meine Pflicht, für das Vergangene Buße zu thun, und mich gegen die Zukunft zu wappnen. Dir gegenüber, meine Liebe, sucht' ich jede Selbstsucht zu verbannen, aber ach! es ist dieß unsere Erbsünde, ebenso arglistig und allgemein als niedrig, und glauben wir sie gänzlich besiegt, schleicht sie sich durch irgend ein unbewachtes Thor wieder bei uns ein, und nimmt Besitz von unseren ganzen Herzen. Ich habe dich großgezogen von Kindheit an, ich liebte dich um dein selbst willen, und darf kühn sagen, bei deiner Erziehung gieng

8'8
8,8 8,8

ich edelmüthig zu Werke, und versagte dir manche Nachsicht, die ich mir zum Genuß gar gerne verwilligt hätte. Um deinen Charakter lauter zu bewahren und frei von Irrthümern, studirte ich meine und meiner Nebenmenschen Fehler, und doch bei all dem, liebe Annette, schlich sich die Selbstsucht auf einem andern Wege bei mir ein."

„Sagen Sie das nicht, sagen Sie das nicht," unterbrach ihn Annette, „das war nie der Fall."

„Und doch wars der Fall," fuhr der Graf fort, „die Selbstsucht wechselte nur ihr Gewand, ich liebte dich nicht minder um meinet= als deinetwillen — du wardst mir unentbehrlich zu meinem Glücke — meinem Frieden — meiner Ruhe. Es ward mir eine Nothwendigkeit, eine dringende, gebieterische Nothwendigkeit, mir deine Liebe ganz und ungetheilt zu erhalten. Der bloße Gedanke, du könntest mich verlassen, könntest dein Schicksal an einen Andern knüpfen, war mir gleich Tod, und so sehr ich diesen Gedanken in mir niederzukämpfen mich bemühte, war die innere Rebellion doch so groß, daß es mich beinahe zweimal das Leben kostete."

Annette verhüllte sich die Augen und weinte.

„Nein, liebes Kind," fuhr er fort, „weine nicht, hörtest du denn nicht, daß der Kampf zu Ende und ich Sieger geblieben? So ist es, liebe Annette, ich äußere mich nur über die Vergangenheit, nicht über die Gegenwart. Daß du immer bei mir bleiben, liebes Kind, mich nie verlassen solltest, um das Licht eines

andern Hauses zu werden, den Sonnenschein über ein ander Dach zu bringen, setzte ich mir nicht gerade vor, aber es war wenigstens mein glühender, ungestümer, selbstsüchtiger Wunsch, dessen Unterdrückung, Vernichtung, Ersetzung durch bessere Gefühle seit vielen Monaten meine einzige Bemühung gewesen. Wie wäre mir der Sieg geblieben, Annette, hätt' ich nicht letztlich die Ueberzeugung gewonnen, daß er zu deinem Glücke unumgänglich nothwendig sey?"

„Aber warum sollt' ich Sie verlassen müssen?" rief Annette, „warum soll ich denn nicht immer bei Ihnen bleiben können? Warum sollte nicht Ernst durch seine Gegenwart Ihr Glück eher vergrößern als schmälern, warum er sie nicht ebenso lieben wie ich, warum Sie nicht hinwieder ihn, beides um sein selbstwillen und weil er mich liebt."

Der Graf schüttelte den Kopf. „So könnt' es sich gestalten, liebe Annette," fuhr er endlich fort, „weil ich hoffe, oder, darf ich mich auf meine nunmehrige Gemüthsruhe verlassen, weil ich die Gewißheit habe, im Kampfe mit meiner Selbstsucht unbestrittener Sieger geblieben zu seyn. Hättest du mir vor einem Monate die Frage vorgelegt, warum ich ihm nicht wegen seiner eigenen Eigenschaften und wegen seiner Liebe zu dir sollte gut seyn können, so würde die Antwort ausgefallen seyn, „gerade weil du ihn liebst." Aber ich bin Sieger geblieben, und heute habe ich meinen Sieg vervollständigt. Von dem Augenblicke an, da du mir erzähltest, daß er zum zwei-

tenmal das Glück gehabt, dir das Leben zu retten, erkannte ich die höhere Fügung, daß du ihn lieben solltest, und nun begann der Kampf — doch ich will mich jener Stunden nicht mehr erinnern. Seither hat mir jede Botschaft des Herzogs über Nogents Befinden zur Mahnung gedient. Diesen Morgen, als ich nach Paris fuhr, drang sich mir die Nothwendigkeit auf, augenblicklich mit mir selbst zum Abschluß zu kommen, ich wagte die letzte Anstrengung, und riß die Viper aus meinem Herzen. Von nun an, liebes Kind, leb' ich nicht mehr für mich — nur für dich — in deiner Glückseligkeit soll meine Freude bestehen, und was dir zum Segen gereicht, soll auch mich vergnügen."

Annette umschlang ihn mit den Armen und weinte an seiner Brust. Der Graf gab es eine Weile zu, dann entzog er sich sanft und sagte: „Nun aber stähle dein Herz, liebe Annette, bisher habe ich dich von mir und meinen Gefühlen unterhalten, nun wend' ich mich zu dir und deiner Lage. Vor deinen Augen schwimmt alles im rosenfarbenen Lichte, aber in Ländern im fernen Westen, die ich einst in den wilden Wanderungen meiner Jugend besuchte, habe ich einen glänzendern, prächtigern Himmel gesehen, als jemals in unsern Regionen. Auch die See war ruhig und glatt wie ein Spiegel und blau wie das über ihr ruhende Himmelsgewölbe, in den Baumzweigen war kaum ein Hauch zu spüren, und ringsum herrschte eine friedliche Stille wie in den Gefilden der Seligen. Aber am äußersten Rande des Horizontes gewahrt' ich eine

Wolke, jener ähnlich, die der Prophet gesehen, nicht größer als eines Mannes Hand und in einer halben Stunde war der ganze Luftkreis mit Sturm und Gewitterwolken bedeckt. Auf dem Meer aber thürmten sich die Wogen zu Bergen, die Bäume sanken krachend zu Boden, und überall war Tod und Zerstörung, wo kurz zuvor nichts als Pracht, Schimmer und Segen gewesen. So, liebe Annette, fürcht' ich, verhält es sich mit deinem Himmel, ich erkenne die Wolke, und laß dir sagen, woher sie kommt. Wir Leute in Frankreich sind so grobe Götzendiener, als nur immer Jene, die von den Hebräern vernichtet wurden, jeder von uns betet irgend einen Gegenstand an, nur nicht den wahren Gott. So hat der alte französische Adel hohe Geburt und eine lange Ahnenreihe zu seinem pergamentenen Götzen erhoben. Ihm opfern sie jedes reine sanfte Gefühl ihres Herzens, jede Tugend, jedes Talent, jede Anmuth oder Eigenschaft, die der menschlichen Natur zum Schmucke gereicht. Ja im Nothfall würden sie ihm zu Lieb Söhne und Töchter schlachten, und ihre eigenen Kinder dem Feuer der Hölle übergeben. Zu ihnen gehört auch Herr von Choiseul, so sehr er in anderer Beziehung ein Mann von edlem Gefühl ist. Auch den alten Baron Nogent möcht' ich in dieselbe Kategorie setzen, und beiden gegenüber würde sich das Auskunftsmittel, das wohl bei andern von Nutzen seyn könnte, unwirksam erweisen. Ich spreche hier von dem Mammon, dem einzigen Götzen, der dem Stolze obzusiegen vermag, hier aber unmächtig

seyn würde. Du wirst meine Besorgniß verstehen, Annette, wenn ich dir sage, daß über deiner Geburt ein Dunkel schwebt, während dieser Brief des Herzogs von Choiseul gerade über diesen Punkt Auskunft verlangt."

Eine Todtenblässe kam über Annettens Gesicht, während sie, unfähig eine Silbe hervorzubringen, mehrere Minuten im tiefsten Schweigen beharrte. Der Graf sah sie bekümmert an, und sagte zuletzt: „Was soll ich ihm erwiedern? Wie soll ich ihm Bescheid geben, liebes Kind?"

„Natürlich in vollster Wahrheit und Aufrichtigkeit," war ihre Antwort, „und sollt' es mich das Leben kosten, ja mehr als das Leben. Sprechen Sie ganz aufrichtig mit ihm, lieber Vater, lassen Sie mich ja nicht glauben, daß durch mich oder für mich ein einziges unlauteres Wort gefallen sey."

Der Graf sah sie fest und entschieden an, trotz der Feuchtigkeit, die in seinem Auge glitzerte. „Annette," sagte er, „ich frage dich um meinetwillen, bedenke wohl, ehe du antwortest, was ich dir über mein eigen Herz gesagt. Hier steht Niemanden ein Urtheil zu als dir selbst, denn ach! ich mag mich täuschen über meine eigenen Motive. Ist irgend eine Möglichkeit vorhanden, etwas zu verschweigen, etwas ungesagt zu lassen, was nicht unvermeidlich gesagt werden muß, soll, kann ich es ungesagt lassen?"

„Nein," erwiederte Annette, „nein, sagen Sie alles, alles, wie Sie es denken, es werde kein einziger Punkt

verschwiegen, oder irgend in Zweifel gestellt. Ach lieber Vater, Gottes Wille mag mich eine Weile meines Glückes berauben, nie aber kann es sein Wille seyn, mich der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ungetreu zu machen."

Der Graf schloß sie in die Arme und drückte sie ans Herz mit den Worten: „Auch wird er dich nicht verlassen, liebes Kind."

Neununddreißigstes Kapitel.

Spät am Abend desselben Tags ward dem Grafen von Castelneau ein anderes Schreiben eingehändigt. Er war allein, denn Annette hatte sich früh auf ihr Zimmer zurückgezogen. Das Siegel machte ihn stutzen, aber nach augenblicklicher Pause erbrach er es mit fester Hand und las. Der ganze Inhalt war: „der Graf von Castelneau wird von Jemand, dessen Siegels er sich erinnern mag, gebeten, auf die Frage über die Geburt des Fräuleins von St. Morin zu erwiedern, daß er allen Grund habe, sie von hoher, reiner Abkunft zu vermuthen."

Der Graf behielt das Papier ein Paar Minuten in der Hand, unausgesetzt den ernsten Blick auf dasselbe gerichtet, dann riß er es in Stücke, und warf diese ins Feuer mit den Worten: „das liebe Kind hat mir edlere Gedanken eingeflößt, und ich folge ihrem Beispiel, was auch die Folgen seyn mögen."

In der Frühe des andern Morgens stürzte ein Diener herein, den Herzog von Choiseul meldend, dessen Wagen so eben zum Hofthor hereinfahre. So war es damals Sitte, wenn es sich um einen feierlichen Besuch handelte, ein Läufer rann vor dem Wagen her und gab den Namen des Besuchenden, ehe dieser wirklich da war.

Der Graf, beflissen dem hohen Range des Ministers jede schuldige Ehre zu erweisen, erhob sich unverweilt, und empfieng den Minister am Fuß der Treppe, während Annette auf ihr Zimmer eilte, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Kaum hatte sie den Becher der Freude an die Lippen gesetzt, so schien ihn die Hand des Verhängnisses wegzureißen, als hätte sie nur deßhalb daran nippen dürfen, um ihr Elend um so bitterer zu empfinden. Mittlerweile hatte der Graf seinen Gast in den Salon geführt, und nach einigen Höflichkeitsbezeugungen, die, obwohl der Etikette angehörig, dennoch auf Erhaltung der Lebensannehmlichkeiten Einfluß üben, gieng der Herzog auf den Gegenstand seines Besuchs über."

„Ich erfahre, Herr von Castelneau," sagte er, „daß mein Neffe Ernst, ziemlich unvorsichtiger Weise, denn er ist noch keineswegs hergestellt, sich gestern in meiner Abwesenheit zum Ueberbringer eines Briefs machte, der Ihnen durch meinen Diener zukommen sollte. Ueberdieß hatte er, wie es scheint, ein langes tête à tête mit ihrer holdseligen Mündel, und sicherlich ist er verliebter zurückgekommen, als je, was kaum

zum verwundern, da ich niemals ein Wesen sah, so vollkommen geeignet, Köpfe zu verrücken und Herzen zu gewinnen, gleichviel ob sie Alten oder Jungen angehören."

Der Graf erwiederte mit einer ernsten Verbeugung: „Allerdings kommt ihr keine in Frankreich gleich, Herr Herzog, denn sie ist ein Schatz fähig das Haus eines Jeglichen mit der besten Art von Reichthum zu begaben. Aber auch an materiellem Gut fehlt es ihr nicht, schon jetzt besitzt sie eine stattliche Mitgift, und gewissermaßen alles, was ich dereinst hinterlasse, da das Geschlecht Castelneau, wie Sie wissen, mit mir ausstirbt.

„Allerdings ein Brautschatz, dessen sich keine Prinzessin zu schämen," versetzte der Herzog.

„Gewiß," sagte der Graf, „und doch fürcht' ich, gnädigster Herr, darf ich mir anders aus dem Inhalt Ihres Schreibens und meiner Kenntniß von Ihren Ansichten eine Folgerung erlauben, meine schöne Pflegetochter mit all diesen hohen Eigenschaften und dem großen Vermögen, möchte sich nicht zur Braut Ihres Neffen, des Herrn von Nogent, eignen."

„Das würd' ich sehr bedauern," entgegnete der Herzog im Tone wirklicher Theilnahme, „das würd' ich auf's höchste bedauern, denn für Ernst wär's ein harter Schlag, und erlauben Sie mir beizufügen, auch mir würd' es sehr zu Herzen gehen, denn nie sah ich ein weibliches Wesen mit solchen Gaben geschmückt, einen ehrenwerthen Mann glücklich zu machen."

„Darin lassen Sie ihr nur Gerechtigkeit widerfahren, gnädiger Herr," sagte der Graf, „und doch, so leid es mir thut, es ist unmöglich."

„Und dürft' ich mir über das warum nähere Auskunft erbitten?" fragte der andere.

„Versteht sich," war die Antwort des Grafen. „Gestern Abend theilte ich Annetten einige Aufschlüsse mit, von denen sie bisher selbst nichts gewußt. Außerdem macht' ich sie mit dem Inhalt Ihres Schreibens bekannt, und überließ ihr die Entscheidung, wie ich mich gegen Sie verhalten solle. Ihre Antwort war: „Gehen Sie mit vollster Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu Werke, verhehlen Sie ihm auch nicht das Geringste von allem, was Sie wissen oder vermuthen." „Mein Entschluß steht fest, gnädiger Herr, Annettens Wünsche werden meiner Handlungsweise zur Richtschnur dienen, denn sie beruhen auf Grundsätzen, die ich ihrem Herzen eingeprägt zu haben mir zum Ruhm anrechne."

„Ja wohl zeichnet sich das Fräulein durch ihre edle aufrichtige Denkungsart aus," sagte der Herzog. „Dazu bedürfte es keines Beweises, mein Herr. Der Einwurf bezieht sich also auf ihre Geburt, wenn ich recht verstehe."

„So ist's, gnädiger Herr," erwiederte Castelneau, „erlauben Sie mir hierüber umständlicher auszuhohlen, wofern Sie in Ihrer Zeit nicht beschränkt sind."

„Das bin ich nicht, mein werther Herr," versetzte der Minister. „Ich bin so früh und zur ungewöhnlichen Stunde gekommen, weil ich nicht gewiß weiß, ob ich nach meiner heutigen Aufwartung im Palaste, jemals noch einen Fuß in denselben setzen werde. Freilich macht mir das keinen Kummer, wohl aber fürcht' ich, Ihre Erzählung möchte diese Folge haben. Dürft' ich Sie bitten zu beginnen?"

Der Graf erzählte Annettens Geschichte von der Stunde an, da er sie zum erstenmal gesehen mit allen Einzelheiten, wie er sie gefunden, an Kindesstatt angenommen, erzogen, und die verlegene bekümmerte Miene des Herzogs gab Zeugniß von dem Gefühlswechsel, den die Erzählung in seinem Innern hervorbrachte. Am Ende des geschichtlichen Theils machte der Graf eine Pause, und der Herzog spielte nachdenklich mit dem Griffe seines Degens.

Endlich begann er: „ich verkenne gewiß das Edle, Barmherzige in Ihrer Handlungsweise nicht, Herr Graf, und doch möcht' ichs für unrecht halten, daß Sie das Mädchen seiner natürlichen Stellung entzogen. Die Lage, in die wir alle durch diesen Umstand gerathen, wird mich eines weitern Commentars überheben. Ich bedaure alles was vorgefallen aufs Tiefste um meinet- und um des armen Ernst willen. Ich sage nicht auch des Fräuleins wegen, weil ich hoffe und vertraue, ihre Ruhe werde in keiner Weise durch diese unglückliche Sache gefährdet seyn."

„Allerdings haben Sie das Recht, gnädiger Herr," erwiederte der Graf, „sich über Alles zu äußern, worunter Sie und die Ihrigen leiden, und sofern stimme ich mit Ihnen überein, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage wohl anders gehandelt haben möchte. Allein damals war ich weiter nichts als der arme Abbé von Castelneau, ich war ein übler Haushälter gewesen, und was ich je für die Kindes-Mitgift zu retten hoffen konnte, mochte sich kaum auf einige tausend Kronen belaufen. Ich sage das," setzte er etwas stolz hinzu, „weil ich nicht verkenne, daß mein Thun den Frieden einer edlen achtungswerthen Familie, wenn auch mittelbar und zufällig, gestört hat. Allein Sie wissen aus der Schilderung, die ich Ihnen von meinem Landleben gemacht, daß ich Annetten in kein vornehmes Haus zu bringen suchte, obwohl sie nach meiner Ueberzeugung der erhabensten Stellung zur Zierde gereichen würde. Noch eins, gnädiger Herr, ich bin noch nicht zu Ende, und Sie mögen das folgende nicht für einen Versuch der Täuschung zu Befriedigung Ihres Geburtsstolzes nehmen, sondern als die ungeschminkte Wahrheit, einzig vorgebracht in Uebereinstimmung mit Annettens Wunsche, Ihnen nicht das Geringste vorzuenthalten, von allem was ich weiß und vermuthe. Ich halte sie nicht für das Kind jener Leute, bei denen ich sie fand, vielmehr vermuthe ich in ihr den Sprößling zweier Personen von hohem Stande.

Nicht daß ich mir deßhalb einbildete, dem Verhältniß in Ihren Augen aufzuhelfen, selbst wenn sich die Thatsache erweisen ließe."

„Verstehe ich Sie recht, mein Herr," versetzte der Minister, „so wäre das allerdings eine unmögliche Sache, und ich gestehe Ihnen offen, bei all den vielen Verhandlungen, die ich in meinem Leben zu bestehen hatte, ist mir kaum je eine peinlichere Stunde vergangen, als diese letzte. Ich hatte, freilich zu rasch, eine ganz andere Entwickelung erwartet. Ich hoffte in dem Fräulein die Tochter eines der vielen adeligen Abkömmlinge zu begrüßen, die in stürmischen Zeiten oder in den raschen Tagen ihrer Jugend den Wohlstand eingebüßt, der stets mit edlem Blut verbunden seyn sollte. Ich gebe Ihnen die aufrichtige Versicherung, wäre sie das Kind des ärmsten Edelmanns in Frankreich, ich hätte für Ernst so angelegentlich um ihre Hand geworben, als wenn sie von fürstlicher Abkunft gewesen. So aber, ich sage es mit Bedauern, ist mein Entschluß gefaßt und unwandelbar, ich weiß, Baron Nogent denkt wie ich. Sie werden einsehen, mein Herr, es ist eine Unmöglichkeit."

„Da möcht' ich um Verzeihung bitten, gnädiger Herr," erwiederte der Graf sich aufrichtend, indem jene sarkastische Bitterkeit, die in früheren Jahren seinen Zügen eigen gewesen, auf der gekrümmten Oberlippe, freilich nur schwach, zum Vorschein kam. „Da möcht' ich um Verzeihung bitten. Jeder hat seine

Ansichten für sich, und die unsern sind wohl so verschieden als unsere gegenseitigen Besitzthümer. Wohl weiß ich, nach den socialen Vorurtheilen ist es eine Unmöglichkeit, aber ich weiß auch, daß es Männer gibt, die über dergleichen Vorurtheile hinweggehen würden. Entschuldigen Sie mich, gnädiger Herr, wenn ich beifüge, daß ich keinen Mann Annettens Hand für würdig halten könnte, der ihr nicht wichtigere Dinge als den Familienstolz zum Opfer zu bringen wüßte."

Ein Anflug von Roth stahl sich über des Herzogs Wange und eine seiner gewöhnlichen glänzenden aber beißenden Antworten lag ihm auf der Lippe, aber das gute Gefühl siegte und er erwiederte nach einer momentanen Pause: „Bleiben wir gelassen, Herr von Castelneau. Unsere Unterredung war mir schmerzlicher, als Sie in diesem Augenblick anzuerkennen gewillt sind, überdieß steht mir heute und in der nächsten Stunde eine zweite bevor, die mir nicht minder peinlich seyn dürfte. Ich setze mich der Gefahr aus," und hier ward sein Ton ernster und strenger, „der Gefahr, einen König, dem ich über die größere Hälfte meines Lebens in treuer Anhänglichkeit gedient, auf eine Weise zu beleidigen, die keine Verzeihung zuläßt, und zwar in keiner andern Absicht, als um ihn vor einem Akte zu bewahren, der seinen Namen auf immer mit Schande bedecken muß. So lassen Sie uns denn in Frieden scheiden, Herr v. Castelneau, und seyn Sie überzeugt, selbst wenn der Herzog von Choiseul nicht mehr erster

Minister Frankreichs seyn sollte, daß er in seiner Handlungsweise sich einzig von den schuldigen Rücksichten für seine Familie und den ehrenwerthen Standesbegriffen eines französischen Edelmanns leiten ließ. Möglich, daß ich Unrecht habe, sehr möglich, wie Sie sagen, daß Vorurtheile mich verblenden, allein diese Vorurtheile sind mir nun einmal so früh und tief eingeprägt worden, daß ich von der Rechtmäßigkeit meines Thuns vollkommen überzeugt bin."

Mit diesen Worten bot er dem Grafen die Hand und seine Worte klangen so ernst und aufrichtig, daß jener unmöglich die seine verweigern konnte, vielmehr sagte er mit einem herzlichen Druck: „Wir Beide haben Ursache genug zu Gram und Kummer. Sie mehr als Sie wissen und vielleicht je erfahren, denn Sie verlieren ein Juwel, womit sich in Frankreich nichts vergleichen läßt. Doch nichts mehr davon; leben Sie wohl, gnädiger Herr — ich weiß, Sie werden Ihre Pflicht als Staatsmann fest und getreu erfüllen, und im Kabinet werden keinerlei Vorurtheile auf den erleuchteten Minister und großherzigen Menschen Einfluß haben."

So schieden der Herzog von Choiseul und Graf Castelneau. Jener begab sich in den Palast, und bald wiedertönte ganz Frankreich von der kaum glaublichen Nachricht, daß der berühmte Minister in Folge seiner standhaften Opposition gegen die Einführung einer gemeinen Prostituirten, unter dem Namen Gräfin du

Barry, bei Hofe, von dem Könige, dem er so lange und treu gedient, entlassen, und auf sein Landgut Chanteloup verwiesen sey. Aber in den nächsten Tagen und durch manch spätere Woche hindurch entfaltete sich vor den Blicken des erstaunten Europa eine Scene, wie sie in der Weltgeschichte kaum ihres Gleichen haben mochte. Die französischen Hofleute wallfahrteten in Schaaren nach dem Verbannungsort des in Ungnade gefallenen Ministers, ihm ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Versailles stand öde, während die Straße von Paris nach Chanteloup die Menge von Wagen der ersten Großen des Reichs kaum fassen konnte.

Diese Nachricht kam auch den traurigen Bewohnern des Hauses zu Ohren, aus welchem wir kurz zuvor den Herzog von Choiseul scheiden sahen. Sie machte auf Annette und den Grafen nur geringen Eindruck, denn Beide hatten mit ihrem eigenen Kummer zu viel zu thun, um an politischen Dingen Theil zu nehmen. Für den Grafen war es eine schwere Aufgabe, Annetten das Resultat seiner Conferenz mit dem Herzoge mitzutheilen, inzwischen gieng er nach seiner alten Maxime sogleich ans Geschäft, und ließ Annetten sagen, daß er allein sey.

Sie erschien unverzüglich mit blassen Wangen und verstörten Augen. Der erste Blick auf sein Gesicht überzeugte sie von seinem Seelenschmerze, und die Ursache davon war ihr alsbald klar. Ihr Herz bebte,

ihre Tritte schwankten, und fast wäre sie niedergesunken, ehe sie sich an der Seite des Grafen befand. Er fieng sie mit den Armen auf, drückte sie ans Herz und sagte: „Liebe Annette, sonst hast du mich getröstet, nun soll ich die Pflicht der Vergeltung an dir üben."

Annette verstand ihn, und weinte einige Minuten heftig, faßte sich dann aber plötzlich. Sie dachte an ihren Pflegevater, seine Gefühle, sein Glück, und sagte, sich die Thränen abwischend, mit gedämpfter Stimme:

„Es schmerzt mich sehr, wird aber bald vorüber seyn. Nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, lieber Vater, Sie wissen, es ist eine der Prüfungen, die ich nach Ihrer eigenen Lehre zu bestehen hatte."

Vierzigstes Kapitel.

Hoffnung, die nie ermüdende, sang ihr Trostlied noch immer in Annettens Ohr. Sie legte sich die Frage vor: „wird der gute Baron Nogent, er, der mich immer in jeder Weise wie ein Vater behandelte, wird er dieselbe kalte Ansicht von der Sache haben, wie der Herzog von Choiseul?" Sie fragte sich ferner: „wird Ernst, er, der Tags zuvor mit Blicken und Worten der tiefsten innigsten Neigung sich mir nahte, wird er derjenigen so leicht entsagen, der er beständige Liebe gelobt?"

Das konnte sie nicht glauben, und gieng sie auch

nicht soweit. Ernsts Benehmen, falls er, dem väterlichen Willen und dem Widerspruche des Herzogs entgegen, seiner Neigung getreu zu bleiben gedachte, und ihre eigene Handlungsweise in diesem Falle, im Geiste vorauszubestimmen, so hoffte sie wenigstens mit Bestimmtheit auf ein Schreiben von ihm, sie versah sich wenigstens dieses einen Trosts zu ihm, wenn er auch nicht im Stande wäre, sie zu sehen.

Aber es vergiengen vier Tage, und kein Brief kam, keine Botschaft, keine Nachricht. Für Annetten wars eine schreckliche Zeit fortgesetzter peinlicher Erwartung und Ungewißheit und stündlicher Täuschung. Sie suchte den nagenden Kummer aus ihrem Gesichte zu verbannen, bemühte sich heiter zu scheinen, zwang sich zum Lächeln, denn die ängstlich besorgten Blicke des gütigen, väterlichen Freundes entgiengen ihr nicht. Aber der Graf ließ sich nicht täuschen, und nun in der Stunde der Trübsal fühlte er erst, daß er sie mehr liebe als sich selbst, daß er willig seine rechte Hand darum geben würde, sie mit dem Manne ihrer Wahl vermählt zu sehen. Auf Beschleunigung der Abreise nach Castelneau drang er nicht mehr, im Gegentheil er verzögerte sie in Erwartung weiterer Nachrichten von Chanteloup. Er vermuthete, Ernst möge nach Castel Nogent geschrieben haben, und Choiseul pausire vielleicht, um die Gesinnungen des alten Barons zu sondiren. In dieser Hoffnung wollte er so lange zuwarten, bis ein etwaiger Bote die Reise nach Quercy und von da zurück gemacht haben konnte.

Endlich am fünften Tage, als Annette gerade mit der Toilette beschäftigt war, trat ihr Mädchen mit wichtig thuendem Blicke ins Zimmer, einen Brief in der Hand haltend.

„Ein Page, gnädiges Fräulein," sagte sie, „gab das für Sie ab, mit der Bitte um geheime Ueberlieferung."

Annette öffnete und las. Die Unterschrift lautete einfach, „Ernst;" der Brief aber war folgenden Inhalts: „ich bin in Verzweiflung, der Widerstand, dem ich begegnet, treibt mich fast zum Wahnsinn. Darf ich dieselben Gefühle bei Ihnen voraussetzen? In diesem Falle steht uns nur ein Ausweg offen – die Flucht. In Frankreich können sie unsere Verbindung verhindern, aber in wenig Stunden sind wir über der flandrischen Grenze. Dort lassen wir uns trauen, und sprechen jeder Gewalt Hohn, die uns trennen will. Ich bitte, ich beschwöre Sie, wollen Sie mich nicht zu einem unverzeihlichen Schritte treiben, schlagen Sie augenblicklich diesen Weg ein. Sagen Sie aber kein Wort davon, weder Ihrem Vormunde noch sonst Jemanden, es wäre unser Verderben. Sie finden mich diesen Abend im Park hart am Thore nach Trianon. Sie geben einen Abendspaziergang vor, eine halbe Stunde vor Nacht, und versprechen Herrn von Castelneau baldige Heimkunft; ich stelle mich ein sobald es dämmert. Wagen und Pferde sind bereit und vor morgen Abend mag Annette meine Gattin seyn.

Annette warf das Billet auf den Tisch, und bedeckte sich ihr Gesicht mit den Händen. Wärs möglich? fragte sie sich, konnten dies die ersten Zeilen seyn, die Ernst jemals an sie richtete? Konnte er einen solchen Vorschlag machen einem Wesen gegenüber, das ihm nie die geringste Veranlassung gegeben, es irgend einer Verheimlichung, einer Intrigue für fähig zu halten. Wie hatte sie sich getäuscht! Wie bitter, wie schrecklich hatten ihr Liebe, Vertrauen, Mangel an Erfahrung mitgespielt! Wie, sein erstes Verlangen war, das Zutrauen, die Neigung dessen zu täuschen, der ihr durch ihr ganzes Leben mehr als Vater gewesen? Das sollte der Mann seyn, auf den sie alle ihre Hoffnungen, alle ihre Zärtlichkeit übertragen sollte? So bitter und schrecklich ihre frühere Enttäuschung gewesen, war sie doch nichts im Vergleich mit dieser! In ihrem Herzen war eine dunkle öde Leere, denn das Vertrauen war ausgezogen wie früher die Hoffnung, und überall lagerte sich Nacht vor ihren Blicken.

Sie weinte nicht; nachdem sie einige Minuten schweigend auf das Papier gestarrt, schloß sie eilig die Toilette, raffte den Brief auf, und eilte hastigen bewegten Schritts nach dem Salon, wo sie den Grafen lesend fand. Beim Eintritt sah er sich nach ihr um, und ihr bewegtes Wesen gewahrend, rief er: „Was ist's, Annette? Was bedeutet das, liebes Kind?"

Anfangs antwortete sie nicht, vielmehr trat sie

bis zu seinem Platze vor, und hier sank sie auf die Kniee, indem sie das Billet auf dem Tisch vor ihm ausbreitete. Endlich sagte sie mit leiser zitternder Stimme: „Lesen Sie, lieber Vater, und wenns möglich, gewähren Sie mir Trost bei diesem neuen Schlage!“

Der Graf nahm die Note in die Hand, und überlief sie hastig mit den Augen.

„Ja liebe Annette,“ sagte er, nachdem er damit zu Ende gekommen, da kann ich dich allerdings beruhigen. — Es ist nicht die Hand des jungen Nogent.“

„Und wissen Sie das ganz gewiß, ganz gewiß?“ rief sie, sich erhebend, indem ihr Freudethränen in die Augen traten, „alles will ich ertragen, alles, nur das nicht. Ihn verlieren, es sey, nur nicht ihn weniger lieben. Wirklich, wissen Sie es gewiß?“

„Ganz gewiß, meine Annette,“ sagte der Graf, „ganz gewiß. Zum ersten sind das nicht Ernsts Grundsätze, auf solche Weise hat er nie gehandelt, und eines Menschen vergangenes Leben ist der beste Zeuge zu seinen Gunsten. Sodann ist es gar nicht seine Hand, denn vor deiner Ankunft sah ich zu wiederholtenmalen seine Schriftzüge, ja er schrieb in meiner Gegenwart. Es ist nicht einmal eine erträgliche Nachahmung.“

Freude und Hoffnung belebten Annettens Züge, und der Graf drückte seine volle Ueberzeugung aus, daß ein Betrug dahinter stecke. Deßhalb war er der Meinung, das Billet unverzüglich dem Herzog von

Choiseul zuzusenden, dessen Antwort Annetten vollkommen beunruhigen werde.

„Zwar kann ich mir den Schurken denken, dem wir diesen Streich verdanken," sagte er, „und seine Absicht dabei liegt mir klar vor Augen, allein Beweise haben wir nun einmal nicht. Freilich bedaure ich, daß wir ihn nicht zur Strafe ziehen können. Am Thor von Trianon könnte man seiner habhaft werden, allein, mein liebes Kind, wir dürfen die Aufmerksamkeit nicht auf uns ziehen."

Demgemäß ward das Billet einem Schreiben an den Herzog von Choiseul beigeschlossen, und letzteres durch einen Diener zu Pferd befördert. Dieser brachte Nachmittags eine Antwort, worin es nach einigen einleitenden Höflichkeitsbezeugungen hieß: „Fräulein von St. Morin beweist auch hier wieder, daß sie im Besitz aller der Eigenschaften sey, die ihre Freunde ihr beilegen. Wirklich darf sie keinen Augenblick besorgen, mein Neffe, obzwar vom tiefsten Seelenschmerz ergriffen, werde sich anders benehmen, als sein bisheriges Leben verbürgt. Ueberdieß ist es eine reine Unmöglichkeit, daß das fragliche Billet aus seiner Feder geflossen, ganz abgesehen von der gänzlichen Verschiedenheit der Handschrift. Er ist gegenwärtig über hundert Meilen von Versailles entfernt, indem er, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, den Tag nach meinem Besuche bei Ihnen nach Quercy abreiste. Daß er in Festhaltung seines Entschlusses ganz unvermuthet dort

eintraf, beweist ein Brief, den er Frau v. Choiseul mit dem ordinären Kurier von Limoges schrieb. Ich glaube mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, Fräulein von St. Morin befinde sich bei guter Gesundheit, und sie werde weder mir noch einem Mitgliede meiner Familie ihre Achtung entziehen, ein zu kostbares Geschenk, wenn es von einem so edlen, hochgesinnten Wesen kommt, um ohne tiefes Bedauern aufgegeben zu werden."

So lautete Choiseuls Antwort und für Annetten lag ein süßer Trost in dem Bewußtseyn, selbst bei denen Achtung und Anerkennung zu finden, die ihr wegen äußerer Verhältnisse die Aufnahme in ihre Familie versagen zu müssen glaubten.

Der Rest des Tags gieng für sie ruhiger vorüber, als er begonnen, denn die Furcht vor einem größern Uebel war verschwunden, und schien wie gewöhnlich auch die Last des bleibenden vermindert zu haben. Dagegen behielt der Graf seine nachdenkliche Laune bei, und setzte er auch den größern Theil des Tags seine Lectüre fort, so ward das Buch doch öfter bei Seite gelegt, und er verfiel in ein dumpfes Nachsinnen. Zwar nahm er jedesmal nach einiger Zeit die Lectüre wieder auf, ohne jedoch, wie es schien, dem Inhalt sonderlich Aufmerksamkeit zu schenken. Endlich als es zu dämmern begann, rief er einem Diener, der ihn seit vielen Jahren nicht verlassen, und gab ihm einen Auftrag, dem der Mann alsbald nachzukommen hin-

wegeilte. Annette war zwar im Zimmer, aber auf einer andern Seite geschäftig, so daß sie von dem Verhandelten nichts inne wurde.

Nach dreiviertelstündiger Abwesenheit kam der Mann zurück und wendete sich alsbald an seinen Gebieter, indem er, wie in Beantwortung einer ihm vorgelegten Frage, sagte: „Ja gnädiger Herr, er kam mit anbrechender Dämmerung, und gieng eine Weile auf und ab, sich überall umsehend. Als ich aber auf ihn zugieng und ihm mit einer tiefen Verbeugung geradezu ins Gesicht sah, eilte er schnell von dannen, ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen."

Der Graf besann sich einen Augenblick, und der Diener blieb stehen, weiterer Befehle gewärtig. Endlich begann der Gebieter folgendes Verhör: „Nun sag mir, Jocelyn, aufrichtig und wahrhaftig, wie denn die Pflicht gegen deinen Herrn in deinen Augen jeder andern Rücksicht vorgehen muß, hast du irgend einen deiner Collegen in letzter Zeit Gemeinschaft pflegen sehen mit Fremden? Mir wenigstens ist es klar, Auswärtige müssen Kunde haben von dem, was bei uns vorgeht."

Der Mann schwieg mit einem Blicke auf Annetten, und der Graf fuhr streng fort: „Sprich ohne Rückhalt!"

„Keinen, gnädiger Herr," sagte Jocelyn endlich, „außer Mademoiselle's Mädchen Jeanette."

Der Graf war empfänglicher für Alles, was An-

netten berührte, als wenn es ihn selbst betraf, und so versetzte er augenblicklich: „Meinst du damit die Unterredung mit dem Pagen heute in der Frühe, so weiß ich das schon. Sie sagte es ihrer Gebieterin und diese mir."

„Nein, gnädiger Herr, erwiederte der Diener, „ich sah sie früher schon zweimal im Gespräche mit einem Einäugigen. Der alte Jerome äußerte sich gleichfalls darüber gegen mich, er hatte es bemerkt, und meinte, es wäre sehr unrecht von ihr, da es derselbe Schurke sey, der Mademoiselle aus Castelneau gelockt."

„Das war allerdings sehr unrecht," sagte der Graf, „ich hoffte in meinem Hause keinen Diener zu haben, der nicht seiner Herrschaft treu ergeben wäre."

„Gnädiger Herr," entgegnete ihm der Andere, „wenn Sie das zu ihr sagen, brechen Sie ihr das Herz. Es ist kein schlechtes Mädchen, aber etwas einfältig."

„Gut, antwortete der Graf, „Ihr Beiden, du und Jerome, müßt sie morgen nach Castelneau zurückbringen, sie darf keinen Augenblick länger hier bleiben. Sag' ihr heute Abend kein Wort davon, daß nicht noch mehr Unheil daraus entsteht, und sorge morgen früh in aller Stille für ihre Entfernung. — Annette, meine Liebe, du mußt nun mit der guten Donnine allein zurechtzukommen suchen, bis zu unserer Heimkunft, was nicht mehr lange anstehen wird."

„O ich bedarf wenig Aushülfe," erwiederte Annette, „eigentlich soviel als keine. Auch mir geht Tinettens Betragen sehr zu Herzen. Ich habe Ihnen noch mehr zu sagen, lieber Vater, aber unter vier Augen."

Auf ein Zeichen des Grafen entfernte sich der Diener, und Annette gestand nun, sie habe das Mädchen im Verdacht, ihre ganze Unterredung mit Ernst mit angehört, und einem Dritten mitgetheilt zu haben. „Das Mädchen befand sich im Nebenzimmer, als er kam," sagte sie, „als ich mich zum Lesen niedersetzte, hatt' ich die Thüre halb offen gelassen, daß mich Tinette beim Einpacken nöthigenfalls befragen könne. Der Schreiber jenes Briefs muß von allem Kunde gehabt haben, was damals zwischen uns vorgieng," und ihre Wange erglühte bei dem Gedanken.

„Allerdings, nur keine Kunde von deinem und Ernsts Charakter," erwiederte der Graf. „Aber es wäre wohl das Beste, die Heimreise augenblicklich anzutreten, denn dieser Mensch wird seine Absichten nicht so leicht aufgeben. Hier habe ich nicht so viel Macht dich zu schützen und ihn zu züchtigen, wie dort."

„Aber ach, lieber Vater, bedenken Sie Ernsts Anwesenheit in Quercy, und reisen wir im Augenblicke, da wir Nachricht davon bekommen, so — —"

„Ich verstehe, liebe Annette," erwiederte der Graf. „wir müssen nothwendig noch ein Paar Tage warten.

In dieser Zeit kann er nicht viel Unheil stiften. Du hast naturlich schon errathen, liebes Kind, wer hinter all dem steckt."

„Ich vermuthe der Baron Cajare," versetzte Annette.

„Kein anderer," sagte der Graf," man hat ihn an der bestimmten Stelle warten sehen. Welchen Frevel er begehen wollte, und wie er in seinem verrätherischen Unterfangen beschützt werden mochte, kann ich freilich nicht sagen, aber zu meinem Bedauern erfahre ich, daß er seit dem Sturze des Herrn von Choiseul wieder bei Hof zu erscheinen wagte, was ihm untersagt gewesen. Ueberdieß ist er, wie ich höre, aufs Beste empfangen worden."

„So lassen Sie uns unverzüglich abreisen," rief Annette, über diese Nachricht nicht wenig in Aengsten, denn ihre Abneigung und Furcht vor dem Baron war mit ihrer Neigung zu Ernst in gleichem Maße gestiegen. „Ums Himmelswillen, eilen wir bald möglichst von dannen. Wir können ja kleine Tagreisen machen, können unsere Ankunft in Castelneau verzögern; gewiß sind wir überall sicherer wie hier."

Der Graf konnte sich eines Lächelns über ihre Angst nicht enthalten. „Nein, nein," sagte er," in den nächsten zwei Tagen kann er uns nicht viel schaden, und mittlerweile schreibe ich Herrn v. Choiseul, und setze ihn von der Ursache unserer schleunigen Abreise in Kenntniß."

Annette fühlte sich keineswegs beruhigt, und ihre Besorgnisse waren leider nur zu gegründet. Um Letzteres nachzuweisen, müssen wir nochmals einen Scenenwechsel eintreten lassen.

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

A. Kretzer und G. Höfler.

Neunundfünfzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 57

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(11#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715269-2